

Masterarbeit über das Thema

Ist die deutsche Sprache vom Aussterben bedroht?

dem Prüfungsamt bei der
Johannes Gutenberg-Universität Mainz
Fachbereich 06 Translations-, Sprach- und Kulturwissenschaft
in Germersheim

vorgelegt von

Mirko Hasse

Prüfungstermin: Wintersemester 2017/2018

Inhaltsverzeichnis

	Seite
1. Einleitung	1
2. Ist die deutsche Sprache vom Aussterben bedroht?	4
2.1 Warum wird das Aussterben der deutschen Sprache befürchtet?	4
2.2 Das Verhältnis zwischen Dialekten und Standardsprache im deutschen Sprachraum	8
2.2.1 Die Situation in der Schweiz	8
2.2.2 Die Situation in Österreich	10
2.2.3 Die Situation in Deutschland	13
2.2.3.1 Bedroht das so genannte Kiezdeutsch die Standardsprache?	13
2.2.3.2 Der Status des schwäbischen Dialektes	20
2.2.3.3 Welche Zukunft hat der bairische Dialekt?	24
2.2.3.4 Wie ist es um das Sächsische bestellt?	26
2.3 Der Status der deutschen Sprache in transnationalen Kontexten	28
2.3.1 Die deutsche Sprache ist akut gefährdet	28
2.3.2 Ein- und Mehrsprachigkeit in Europas Geschichte und Gegenwart	30
2.3.3 Ist das Englische das Ende des Deutschen oder das neue Latein?	34
2.3.4 Deutsch 3.0: Es geht der deutschen Sprache sehr gut	39
2.3.5 Der Status des Deutschen als Fremdsprache	41
2.4 Englisch, Deutsch und Denglisch	46

2.4.1 Englisch als Verwaltungssprache in Deutschland?	46
2.4.2 Mehr Mut zur deutschen Sprache	48
2.4.3 Deutsch statt Denglisch	50
2.5 Mangelhafter Deutschunterricht als potenzielle Gefahr für das Deutsche	53
2.5.1 Grundsätzliche Kritik am derzeitigen Deutschunterricht	53
2.5.2 Geteilte Meinungen zum neuen Lehrplan für das Fach Deutsch im Freistaat Bayern	56
2.6 Neun Thesen zur Zukunft der deutschen Sprache	57
3. Fazit	63
4. Quellen	68

1. Einleitung

Im Rahmen der vorliegenden Arbeit wird die Frage erörtert, ob die deutsche Sprache vom Aussterben bedroht sei. Zu diesem Zweck wird in Kapitel 2.1 der scheinbar simplen und in Wahrheit umso schwieriger zu beantwortenden Frage auf den Grund gegangen, wie viele lebende Sprachen derzeit auf der Welt gesprochen werden. Dabei zeigt sich, dass die Vereinten Nationen zahlreiche Sprachen als vom Aussterben bedroht ansehen. In diesem Kontext werden mögliche Ursachen für das Aussterben von Sprachen benannt, um sich auf diese Weise der Frage zu nähern, warum mit der deutschen Sprache eines der ausgefeiltesten Sprachsysteme vor seiner Auslöschung stehen soll. Zwar sind es in der Bundesrepublik Deutschland primär Linguisten und Publizisten, die über dieses Thema bereits seit geraumer Zeit kontrovers diskutieren, aber im Angesicht von Entwicklungen wie der Globalisierung und der Digitalisierung, die seit Jahrzehnten von den Vereinigten Staaten und damit von der englischsprachigen Welt aus maßgeblich vorangetrieben werden, sorgen sich jedoch zunehmend auch Laien um die Zukunft der deutschen Sprache. Daher werden zunächst die Gründe, die die Furcht vor dem Aussterben des Deutschen nähren, grob umrissen. Hierbei ist eine genauere Auseinandersetzung mit dem Begriff des Aussterbens durchaus hilfreich, da dieser im Zusammenhang mit der deutschen Sprache immer wieder für Irritationen sorgt.

Da vor allem in Deutschland einige Dialekte und Regionalsprachen als vom Aussterben bedroht gelten, wird in Kapitel 2.2 das Verhältnis zwischen Dialekten und der Standardsprache im deutschen Sprachraum unter die Lupe genommen. Nachdem in Kapitel 2.2.1 ein Blick auf die Situation in der Schweiz geworfen wird, befasst sich Kapitel 2.2.2 anhand eines Artikels aus der österreichischen Tageszeitung *Die Presse* mit dem Wandel bestimmter Dialekte in Österreich. In Kapitel 2.2.3 wird das Verhältnis zwischen Dialekten und Standardsprache in der Bundesrepublik Deutschland untersucht. Hierbei wird zuerst anhand eines Artikels der im Jahr 1966 in Potsdam geborenen Germanistin Heike Wiese erörtert, ob das so genannte Kiezdeutsch, ein in vielen deutschen Großstädten weit verbreiteter Regiolekt unter Jugendlichen mit primär türkischer oder arabischer Einwanderungsgeschichte, eine Bedrohung des Standarddeutschen darstellt. Diese Befürchtung speist sich aus der Tatsache, dass Kiezdeutsch in bedeutendem

Ausmaß von der Grammatik des Standarddeutschen abweicht, weshalb sich ein genauerer Blick auf die Eigenheiten jenes Regiolektes lohnt. Der nachstehende Abschnitt thematisiert den Status des schwäbischen Dialektes, welcher durch den rasanten wirtschaftlichen Aufschwung, den das deutsche Bundesland Baden-Württemberg nach 1945 erfahren hat, deutlich ins Hintertreffen geraten ist. Der nächste Abschnitt beleuchtet den aktuellen Status bairischer Mundarten. Schließlich gelten Schwaben und Altbayern landläufig als diejenigen Regionen Deutschlands, deren Bewohner den dort verwurzelten Dialekten gegenüber deutlich mehr Loyalität entgegenbringen als etwa in der Mitte und im Norden Deutschlands. Hieran schließt sich eine kurze Untersuchung des Zustandes des Sächsischen an. Thema in Kapitel 2.3 wird der Status der deutschen Sprache in transnationalen Zusammenhängen sein, wobei zuerst in Kapitel 2.3.1 ein Interview mit dem im Jahr 1942 in Frankfurt am Main geborenen deutschen Romanisten Jürgen Trabant untersucht wird, der sich pessimistisch zur Zukunft des Deutschen äußert. Daraufhin wird in Kapitel 2.3.2 ein Interview Jürgen Trabants mit dem Rundfunksender *Deutschlandfunk Kultur* untersucht, in dem er sich mit Ein- und Mehrsprachigkeit in Europa auseinandersetzt. In Kapitel 2.3.3 wird die Fragestellung analysiert, ob das Englische das Ende des Deutschen darstelle oder lediglich den Status innehabe, dem noch vor Jahrhunderten der lateinischen Sprache zugekommen sei. Diese Frage wirft der im Jahr 1943 in Koblenz geborene Germanist Karl-Heinz Göttert in einem in der Zeitung *Die Welt* veröffentlichten Zeitungsartikel auf. Hiernach werden in Kapitel 2.3.4 die Befunde eines Projektes namens „Deutsch 3.0“ vorgestellt, an welchem das Goethe-Institut maßgeblich beteiligt war. Überdies vertritt er den Standpunkt, dass sich die deutsche Sprache in einem vielsprachigen Deutschland und einer ebensolchen Welt erfolgreich zu behaupten wisse. Sodann wird die These des Sprachforschers Ulrich Ammon behandelt, wonach Deutsch als Fremdsprache in den vergangenen Jahren an Attraktivität gewonnen hat. In Kapitel 2.4 wird näher auf das Verhältnis zwischen dem Englischen, dem Deutschen und dem so genannten Denglisch, einer Vermischung beider Sprachen, eingegangen. In Kapitel 2.4.1 kommt zunächst der FDP-Politiker und Vizepräsident des Europäischen Parlamentes Alexander Graf Lambsdorff zu Wort, der sich in der Zeitung *Die Welt* dafür ausspricht, Englisch künftig zur Verwaltungssprache in Deutschland zu erklären. Dem widerspricht der Vizepräsident des Deutschen Bundestages Johannes Singhammer (CSU) in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* entschieden und fordert einen selbstbewussteren

Gebrauch der deutschen Sprache. Dies wird in Kapitel 2.4.2 thematisiert. In Kapitel 2.4.3 wird anhand eines Interviews mit dem im Jahr 1925 in Erfurt geborenen Sprachkritiker Wolf Dietrich Schneider aufgezeigt, dass der Gebrauch von Denglisch und Anglizismen in vielen Fällen nicht notwendig ist. Eine Tabelle, in der Anglizismen, also Lehnwörtern aus dem Englischen, verständliche deutsche Entsprechungen gegenübergestellt werden, soll der Veranschaulichung dieses Sachverhaltes dienen. Kapitel 2.5 behandelt die Fragestellung, ob und inwieweit mangelhafter Deutschunterricht an Deutschlands Schulen unsere Sprache gefährden. Hierbei wird in Kapitel 2.5.1 auf den im Jahr 1949 geborenen deutschen Pädagogen Josef Kraus Bezug genommen, der auf Grund seiner langjährigen Berufserfahrung als Gymnasiallehrer, Schulleiter und Vorsitzender des Deutschen Lehrerverbandes mit dem deutschen Schulalltag sehr vertraut ist und sich im Gespräch mit dem Magazin *Focus Online* kritisch zum derzeitigen Deutschunterricht an deutschen Schulen äußert. In Kapitel 2.5.2 wird anhand eines Zeitungsartikels aus der *Mittelbayerischen Zeitung* veranschaulicht, wie kontrovers bei einer Podiumsdiskussion von Bildungsexperten in Regensburg eine für das Schuljahr 2017/2018 im Freistaat Bayern geplante Änderung des Lehrplans mit Blick auf das Fach Deutsch debattiert wird. Daraufhin werden in Kapitel 2.6 neun Thesen zur Zukunft der deutschen Sprache analysiert, die der in Frankfurt am Main geborene 48-jährige Kommunikationsexperte und Hochschullehrer Murtaza Akbar in einem vom September 2016 datierenden Artikel aufstellt. Hierbei wird zunächst der Wortlaut der Thesen wiedergegeben, bevor diese auf ihren Wahrheitsgehalt überprüft werden. Das letzte Kapitel schließlich enthält eine Zusammenfassung und Bewertung der zentralen Thesen dieser Arbeit und mögliche Perspektiven für die Zukunft des Deutschen.

2. Ist die deutsche Sprache vom Aussterben

bedroht?

2.1 Warum wird das Aussterben der deutschen Sprache

befürchtet?

Wie viele Sprachen werden auf der Erde gesprochen? Auf diese scheinbar einfache Frage gibt es keine eindeutige Antwort, da bei zahlreichen Sprachvarietäten sowohl unter ihren Sprechern als auch unter Linguisten umstritten ist, ob es sich im jeweiligen Fall um eine eigenständige Sprache oder lediglich um einen Dialekt einer Standardsprache handelt. Zwar lässt sich mit Sicherheit sagen, dass die Erde in rund 200 Staaten und Territorien untergliedert ist, aber da die meisten Staaten multiethnisch und demzufolge multilingual sind, übersteigt die Zahl der weltweit gesprochenen Sprachen diejenige der Staaten um ein Vielfaches. Schätzungen der Vereinten Nationen gehen davon aus, dass die fast 7,5 Milliarden Bewohner der Erde zwischen 3.300 und 7.000 Sprachen, Dialekte und Idiome sprechen. Allein auf Papua-Neuguinea, das mit seinen aktuell ungefähr 8,5 Millionen Einwohnern etwas mehr als 0,1 Prozent der Weltbevölkerung auf sich vereint, werden 839 Sprachen gesprochen, was zwischen 11 Prozent und 25 Prozent aller lebenden Sprachen der Welt entspricht. Dies macht den im Pazifik gelegenen Staat Papua-Neuguinea, welcher in Bezug auf seine Fläche übrigens der drittgrößte Inselstaat der Welt ist, in sprachlicher Hinsicht zum vielfältigsten Land der Erde. Allerdings stellen die Vereinten Nationen auch fest, dass viele Sprachen vom Aussterben bedroht sind und prognostizieren daher, dass bis zum Ende des 21. Jahrhundert etwa die Hälfte aller auf der Welt gesprochenen Sprachen ausgestorben sein wird. Diese Befürchtung gründet unter anderem auf der Tatsache, dass nicht wenige Staaten durch den Klimawandel in ihrer Existenz bedroht sind, was vor allem viele Inseln in der Südsee betrifft, die sich durch eine besondere Sprachenvielfalt auszeichnen. Da viele dieser Sprachen nur mündlich von Generation zu Generation vererbt werden, sodass kaum oder keine Schriftzeugnisse von ihnen existieren, könnten in Folge des Verschwindens besagter Staaten als Resultat des ansteigenden Meeresspiegels

auch ihre Sprachen ausgelöscht werden. Reduziert wird die Sprachenvielfalt zusätzlich dadurch, dass bei besonders variantenreichen Nationalsprachen wie etwa dem Deutschen zahlreiche Dialekte vom Aussterben bedroht sind, da diese in Zeiten von Globalisierung und hoher sozialer Mobilität oft nicht mehr an die nachfolgenden Generationen weitergegeben werden. Ein weiterer Grund für die oben getroffene Voraussage ist der Umstand, dass einige Sprachen in manchen Ländern politisch unterdrückt werden. Zumindest in der Vergangenheit gesellte sich mit Blick auf die Ausrottung von Sprachen noch die Möglichkeit hinzu, dass Territorien, in welchen ausschließlich auf Mündlichkeit basierende Sprachen mit schwach entwickelter grammatischer und lexikalischer Struktur gesprochen wurden, von Sprechern hoch entwickelter Sprachen erobert wurden. Als Beispiel hierfür kann die Eroberung Amerikas durch europäische Siedler zu Beginn der Neuzeit angeführt werden, die nach und nach zur Ausrottung der meisten indianischen Sprachen der Ureinwohner geführt hat.

Warum jedoch fürchten Linguisten, Publizisten und auch einige interessierte Laien in Deutschland das Aussterben der deutschen Sprache? Immerhin zählt sie mit allein 100 Millionen Muttersprachlern zu den sprecherreichsten Sprachen Europas. Hinzu kommen geschätzt 80 Millionen Zweitsprachler. Überdies verfügt das Deutsche über eine hoch entwickelte Grammatik und ist auf Grund seiner langen literarischen Tradition auf derart vielfältige Weise verschriftlicht, dass die Angst um ihren Fortbestand unbegründet erscheint. Dennoch erhält die Diskussion über die Frage, ob das Deutsche in existenzieller Gefahr sei, seit Jahren immer wieder neue Nahrung. Der Fluchtpunkt dieser Debatte ist nicht primär die Angst davor, dass in Zukunft niemand mehr Deutsch als Muttersprache spricht und sich das Deutsche ebenso wie das Lateinische zu einer toten Sprache entwickelt, da es hierfür keinerlei konkrete Anzeichen zu geben scheint. Jedoch befürchten die meisten Menschen, die vor dem Aussterben der deutschen Sprache warnen, dass unsere Sprache durch ihren nachlässigen Gebrauch unsererseits verarmt. Der Begriff „aussterben“ ist in diesem Fall folglich metaphorisch und nicht wörtlich zu verstehen. Die Furcht hiervor speist sich aus mehreren Quellen:

Zum einen steigt in Deutschland der Bevölkerungsanteil von Menschen, die Deutsch nicht als Muttersprache sprechen, durch starke Zuwanderung ständig an. Gemäß dem Statistischen Bundesamt waren im Jahr 2016 von den gut 82 Millionen

Einwohnern der Bundesrepublik Deutschland, die in 50 Millionen Haushalten lebten, ungefähr 21 Prozent nicht deutscher Abstammung. Betrachtet man die Zahl der Haushalte, deren Muttersprache nicht das Deutsche darstellt, liegt ihr Anteil sogar bei mehr als 25 Prozent. Das allein stellt sicherlich noch keine Gefahr für das Deutsche dar, aber viele Anhänger der oben aufgestellten These verweisen darauf, dass nicht wenige Migranten die deutsche Sprache nur unzureichend oder überhaupt nicht beherrschten und dies unter Umständen an ihre Kinder weitergäben, sofern in Elternhäusern mit einer Zuwanderungsgeschichte kein Wert auf den Gebrauch des Deutschen gelegt werde und Kinder von Zuwanderern außerhalb ihrer Familien mit deutschen Muttersprachlern nicht ausreichend in Kontakt kämen.

Des Weiteren wird betont, dass sich manche Migranten, sofern sie denn überhaupt vom Deutschen Gebrauch machten, sich einer grammatisch und lexikalisch stark reduzierten Variante der deutschen Sprache bedienten, was zu ihrer Verarmung beitrage. Dieses Verhalten wurde in den 1990er Jahren erstmals bei Kindern mit türkischen Wurzeln beobachtet und vom türkischstämmigen Schriftsteller Feridun Zaimoğlu im Jahr 1995 in seinem Werk „Kanak Sprak – 24 Misstöne vom Rande der Gesellschaft“ erstmals wissenschaftlich thematisiert.

Darüber hinaus wird als Argument für das Aussterben der deutschen Sprache ins Feld geführt, dass insbesondere seit dem Beginn des Siegeszuges von Computer und Internet in den 1980er Jahren immer mehr englische Lehnwörter Eingang in die deutsche Sprache gefunden haben. Dies lässt sich damit erklären, dass mit den Vereinigten Staaten ein englischsprachiges Land den Vorreiter auf den Gebieten Informatik und Informationstechnologie darstellt. Durch die Entstehung digitaler Kommunikationsplattformen wie Facebook, Instagram oder Twitter seit Mitte der 2000er Jahre hat sich diese Entwicklung verstärkt, wie die Anglizismen "liken" (ein Ausdruck, welcher von zentraler Bedeutung für die Kommunikation via Facebook ist und auf das englische Verb „to like“ - auf Deutsch "mögen" - zurückgeht) und „posten“ beispielhaft zeigen. Dass in manchen deutschen Großunternehmen das Englische das Deutsche als Geschäftssprache abgelöst hat und die Zahl englischsprachiger Studiengänge an großen deutschen Universitäten seit einigen Jahren zunimmt, wird ebenfalls als Gefahr für das Deutsche angesehen. Letzteres liegt darin begründet, dass das Deutsche als Wissenschaftssprache in der jüngeren Vergangenheit stark ins Hintertreffen geraten ist, was unter anderem darin seinen Niederschlag findet, dass in Deutschland stattfindende wissenschaftliche Kongresse immer häufiger auf

Englisch abgehalten werden. Überdies erscheinen wissenschaftliche Publikationen, die sich an ein Fachpublikum richten, größtenteils nur noch auf Englisch und werden kaum noch ins Deutsche oder in andere Sprachen übersetzt. Zwei Gründe sind hierfür ausschlaggebend: Zum einen ist es dem Deutschen im Unterschied zum Englischen nicht gelungen, zu einer internationalen Verkehrssprache zu avancieren und zum anderen haben die bedeutendsten Innovationen in Wissenschaft und Technik ihren Ursprung nach wie vor in den USA und somit im englischsprachigen Raum. In Folge dieser Entwicklungen wurde die Position des Deutschen als Wissenschaftssprache nach Meinung vieler Experten auf den populärwissenschaftlichen Diskurs, also auf den Diskurs zwischen Wissenschaftlern und Laien, reduziert.

Zum Aussterben der deutschen Sprache, so argumentieren die Befürworter dieser Behauptung, trage überdies maßgeblich bei, dass die Nutzer der oben genannten digitalen Medien, die gemeinhin als „soziale Netzwerke“ bezeichnet werden, beim Verfassen ihrer Botschaften immer weniger auf korrekte Rechtschreibung und richtige Grammatik achteten. Hierfür benennt der bereits erwähnte Josef Kraus als Ursache, dass sich die Qualität des Deutschunterrichts an deutschen Schulen in den vergangenen Jahrzehnten erheblich verschlechtert habe. Der frühere Gymnasiallehrer, Schulleiter und ehemalige Präsident des Deutschen Lehrerverbandes erklärt dies zunächst damit, dass die wöchentliche Zahl der Unterrichtsstunden im Fach Deutsch und mit ihr der von Grundschulern zu beherrschende Grundwortschatz reduziert worden sei. Hinzu komme, dass stattdessen bereits in vielen Grundschulen Englisch unterrichtet werde, noch bevor die Schüler über einen ausreichenden deutschen Wortschatz verfügten. Auch die Abschaffung des Erlernens der Schreibschrift, der Verzicht auf Diktate und das so genannte Schreiben nach Gehör trügen zu dieser bedenklichen Entwicklung bei.

In den folgenden Kapiteln sollen einige der hier erläuterten Befürchtungen auf ihre Berechtigung überprüft werden.

2.2 Das Verhältnis zwischen Dialekten und der Standardsprache im deutschen Sprachraum

2.2.1 Die Situation in der Schweiz

Am 26. April 2015 erschien in der renommierten Schweizer Zeitung *Tagesanzeiger* ein Interview mit dem deutschen Linguistikprofessor Stephan Elspaß. Dieses trägt folgenden Titel: „Dialekte werden in der Schweiz überleben, in Deutschland nicht“.

Stephan Elspaß lehrt Germanistik an der Universität Salzburg und hat sich gemeinsam mit dem Schweizer Sprachforscher Robert Möller zum Ziel gesetzt, einen neuen Atlas deutscher Mundarten zu entwerfen, den so genannten Atlas der deutschen Alltagssprache (AdA). Zu Beginn seines Interviews erklärt Elspaß, dass sich seit einigen Jahrzehnten im deutschen Sprachraum zwei maßgebliche Veränderungen im Verhältnis von Dialekten und Standardsprache vollzogen. Die erste Veränderung beschreibt Elspaß wie folgt:

Erstens bemerken wir, dass politische Grenzen immer stärker sprachtrennend wirken. Ein Beispiel dafür: Früher war die Bezeichnung Erdapfel (Herdöpfel) ausser in der Schweiz und in Österreich auch in vielen Gebieten Süddeutschlands in der Alltagssprache sehr üblich. Inzwischen zeigt sich, dass der Begriff immer mehr an die Ränder des deutschen Staatsgebiets gedrängt wird. Die Grenze zwischen Deutschland und der Schweiz bzw. Österreich entwickelt sich immer mehr zu einer Sprachgrenze, auf deren nördlicher Seite man Kartoffel und auf deren südlicher Seite man weiterhin Erdapfel sagt.

(aus: Elspaß, Stephan: „Dialekte werden in der Schweiz überleben, in Deutschland nicht“, in: *Der Tagesanzeiger*, 26.04.2015)

Die zweite Veränderung wird von Stephan Elspaß folgendermaßen umrissen:

Formen, die schon in den 1970er-Jahren eher kleinräumig verbreitet waren, werden weiter zurückgedrängt. Dagegen können wir einen oft behaupteten Trend, dass sich das

„norddeutsche Deutsch“ immer Weiter nach Süden ausbreite, in dieser Verallgemeinerung nicht bestätigen. Es zeigt sich vielmehr, dass von der Zurückdrängung nicht-dominanter Formen auch norddeutsche Wörter betroffen sind. So sagen die Jüngeren in Schleswig-Holstein und Hamburg offenbar kaum noch Rundstück, sondern eher Brötchen. Und der Sonnabend, der bis zum Ende des 20. Jahrhunderts als norddeutsches Pendant zum Samstag galt, ist heute eher eine ostdeutsche Variante.

(ebd.)

Als weiteres Beispiel wird angeführt, dass Wörter wie „halt“ oder „eh“, die dem süddeutschen Sprachraum entstammen, mittlerweile auch in Norddeutschland verbreitet sind und synonym mit den dort etablierten Entsprechungen „eben“ und „sowieso“ verwendet werden.

Aus den Daten, die Stephan Elspaß und sein Schweizer Kollege Robert Möller im Rahmen ihres gemeinsamen Projektes mittels Online-Fragebögen gewonnen haben, schließt Elspaß, dass die Dialekte in der deutschsprachigen Schweiz in naher Zukunft nicht aussterben werden. Für die meisten Dialekte in Deutschland, so betont der Sprachforscher, gelte jedoch das Gegenteil. Während in der Mitte und im Norden Deutschlands die meisten Dialekte bereits seit langer Zeit auf dem Rückzug seien, zeige sich dies zunehmend auch in Bundesländern wie Bayern oder Baden-Württemberg, wo die Loyalität der Menschen zu ihren Mundarten traditionell stark ausgeprägt sind. Die junge Generation in diesen Gegenden, so erläutert Elspaß, übernehmen die Dialekte ihrer Eltern und Großeltern allerdings kaum noch. Außerdem wird darauf verwiesen, dass sich in Deutschland in den vergangenen zwei Jahrhunderten auch neue Dialekte und Sprachvarietäten entwickelt hätten, wie etwa das Ruhrdeutsche im Ruhrgebiet, welches eines der größten Ballungszentren Deutschlands darstelle. Demgegenüber schwinden laut Elspaß die traditionellen Dialekte deutscher Großstädte unter dem Einfluss von Migration aus allen Teilen der Welt zusehends.

Ferner erinnert Elspaß an den nicht zu unterschätzenden Einfluss der zunehmenden sozialen Mobilität auf den Sprachgebrauch. Zum Beispiel lebte laut dem Sprachforscher die Mehrheit der Bevölkerung des Deutschen Kaiserreiches an der Schwelle vom 19. zum 20. Jahrhundert noch auf dem Land. Zwar konnten die meisten von ihnen lesen und schreiben, aber der jeweilige örtliche Dialekt reichte für die mündliche Kommunikation in Landwirtschaft und Handwerk vollkommen aus. Dies änderte sich im 20. Jahrhundert fundamental, da in Folge von Industrialisierung

und Urbanisierung die Zahl der Arbeitsplätze auf dem Land rapide sank und man irgendwann auch dort ausschließlich mit den örtlichen Dialekten nicht mehr auskam.

Die obigen Ausführungen veranschaulichen, wie lebendig Dialekte und Mundarten in der deutschsprachigen Schweiz heute noch sind. Dazu trägt der Umstand bei, dass anders als in Deutschland die Bewohner der Deutschschweiz im Kleinkindalter zuerst die jeweiligen Ortsdialekte erlernen, bevor sie in der Schule die Schriftsprache wie eine Fremdsprache erlernen.

2.2.2 Die Situation in Österreich

Neben dem so genannten Österreichischen Hochdeutsch, welches in Österreich als Standardsprache verwendet wird und daher dessen Amtssprache ist, werden auch in unserem südöstlichen Nachbarland viele Dialekte gesprochen. Diese lassen sich grob in zwei Gruppen einteilen: in westoberdeutsche bzw. alemannische und ostoberdeutsche bzw. bairische Dialekte. Alemannische Dialekte dominieren im Bundesland Vorarlberg und im westlichen Teil des Bundeslandes Tirol.

Demgegenüber herrschen im Norden und Osten Tirols, im Bundesland Salzburg, im Burgenland, in Niederösterreich, Oberösterreich, Kärnten, der Steiermark und im Bundesland Wien bairische Dialekte vor. Wie jedoch ist es um den Dialektgebrauch in Österreich bestellt?

Unter dem Titel „Wenn der Dialekt auf einmal nicht mehr da ist“ erschien am 8. März 2014 ein Artikel in der österreichischen Tageszeitung *Die Presse*. Darin beschreibt der Autor Erich Kocina den Wandel des Dialektes in den Bundesländern Vorarlberg und Tirol, in denen vorwiegend alemannische Dialekte gesprochen werden. Kocina weiß diesbezüglich Folgendes zu berichten:

Junge Innsbrucker verwenden das charakteristische „sch“ nicht mehr, das „gsi“ in Vorarlberg hört man auch seltener. Der Sprachwandel fordert seine Opfer. Aber das muss nicht unbedingt ein Verlust sein.

In Tirol sagt man „Öschterreich“. Briefe wirft man ins „Poschtkaschtl“. Und auch bei der Schwester haben nach dem „s“ ein „c“ und ein „h“ zu folgen. Aber wie lange noch?

(aus: Kocina, Erich: „Wenn der Dialekt auf einmal nicht mehr da ist“, in: *Die Presse*, 08.03.2014.

Hiernach berichtet Kocina über ein Dissertationsprojekt der Innsbrucker Sprachwissenschaftlerin Irina Windhaber, in dessen Rahmen sie primär den Wandel des Dialektes im Raum Innsbruck untersucht hat. Windhaber hat laut Kocina herausgefunden, dass junge Menschen auf das für den alemannischen Sprachraum und somit auch für die Gegend rund um Innsbruck typische „sch“ an Stellen, wo das Standarddeutsche ein einfaches „s“ vorsieht, zunehmend verzichten. So sagen Jugendliche und junge Erwachsene in dieser Region immer häufiger „Österreich“, werfen ihre Briefe ins „Postkastl“ und sagen an Stelle von „Mei Schweschter isch krank“ „Mei Schwester is krank“, was annähernd der Aussprache in den bairischen Dialekten entspricht. Das Gleiche gilt offensichtlich für das für Vorarlberg charakteristische Partizip Perfekt „gsi“, das dem Standarddeutschen Partizip Perfekt „gewesen“ entspricht und anscheinend ebenfalls auszusterben droht. Dieses wird Kocina zufolge beispielsweise in Wolfurt, der Heimatgemeinde des Germanisten Lukas Österle, gelegentlich durch die Form des Präteritums „war“ ersetzt. Die Forschungsergebnisse Windhabers und Österles haben gemäß Erich Kocina bei einem Teil der österreichischen Linguisten derart großes Unbehagen hervorgerufen, dass als Folge dessen unter anderem eine Facebook-Initiative namens „Rettet das gsi“ ins Leben gerufen wurde.

Kocinas Artikel zufolge geht die Furcht vor dem Aussterben der Dialekte im alpenländischen Raum mittlerweile so weit, dass an manchen Schulen Dialektkurse angeboten werden, die die Schüler freiwillig besuchen können, und dieses Phänomen beschränkt sich keineswegs auf Österreich. An einigen Schulen in Bayern, so ist dem Artikel aus der Zeitung *Die Presse* zu entnehmen, lernten Kinder in solchen Kursen beispielsweise, dass sie an Stelle von „Karotte“ „geibe Ruabn“ sagen und eine angedrückte Birne als „zerbatzelt“ bezeichnen sollten. Im Schweizer Kanton Zürich sei sogar im Jahr 2012 beschlossen worden, den Unterricht in den Kindergärten in Schweizer Mundart abzuhalten, um dem Umstand, dass durch die

Medien und verstärkte Zuwanderung das Hochdeutsche immer mehr an Einfluss gewinnt, entgegenzuwirken.

Sodann geht es in besagtem Artikel um den Salzburger Sprachforscher Hannes Scheutz, der zur Dokumentation der Vielfalt der Dialekte im alpenländischen Raum einen Dialektatlas entworfen hat. Anhand diverser Hörbeispiele konnte er untersuchen, wie sich die Merkmale der Dialekte zwischen den Generationen unterscheiden. Scheutz hat laut Kocina beobachtet, dass sich bestimmte Dialektmerkmale vor allem in den größeren Städten stark wandeln. Dazu heißt es im Artikel:

Beobachten lässt sich das etwa am „l“, das in zahlreichen österreichischen Dialekten zum Vokal wird – aus dem „Wald“ wird etwa der „Woid“. Spricht nun ein Salzburger vom „Spielen“, wird es in seinem Dialekt zum „Spün“. Die eigentliche Form im Salzburger Dialekt, so Scheutz, sei aber eigentlich „Spin“. Diese Aussprache finde man aber nur mehr bei älteren Menschen, vornehmlich Bauern, am Stadtrand. „Wen ich meinen Studenten Aufnahmen davon vorspiele, schütteln die ungläubig den Kopf und sagen: ‚Das ist nicht Salzburgerisch. So sagt das doch kein Mensch‘.

(ebd.)

In manchen Regionen allerdings, sagt Kocina unter Verweis auf Scheutz, vollziehe sich der Sprachwandel langsamer als in anderen Regionen. Das gelte etwa für alpine Gebiete und liege laut Scheutz daran, dass in engen Tälern sprachliche Einflüsse von außen geringer ausgeprägt seien und die Menschen sprachlich unter sich blieben. Auch eine stark ausgeprägte Ortsloyalität spiele in diesem Zusammenhang eine wichtige Rolle. Laut Kocina hat Scheutz bei seinen Recherchen folgende Erfahrung gemacht:

„Im alpinen Gebiet freut es die Menschen, wenn ich ihren Dialekt aufzeichne. Auf dem flachen Land in Niederösterreich habe ich auch schon gehört: ‚Was wollt ihr denn von uns wissen? Wollts schauen, wie blöd wir sind?‘“

(ebd.)

Auch der Einfluss des Bundesdeutschen auf Österreichs Dialekte nimmt laut Kocina zu, wie sich etwa daran zeigt, dass sich die bundesdeutsche Verabschiedungsformel „tschüss“ selbst in manchen ländlichen Regionen als Verabschiedungsformel fest

etabliert. Hinzu kommt gemäß Kocina, dass sich in Folge der Zuwanderung nicht deutschsprachiger Migranten die Dialekte der Einwanderer mit den in Österreich heimischen Dialekten vermischen und neue Sprachvarietäten daraus entstehen. So ist unter türkischstämmigen Jugendlichen in Österreich der Ausdruck „Gemma Billa“ inzwischen zu einem geflügelten Wort avanciert. Der Begriff „Billa“ bezieht sich auf eine Einkaufsmöglichkeit in Österreichs Hauptstadt Wien.

Abschließend verweist Erich Kocina darauf, dass Sprache sich schon allein deshalb ständig wandle, weil Menschen mobil seien und sich dadurch Sprachen und Dialekte vermischten. Zudem sei die Vorstellung, ein Dialekt sei so, wie man selbst ihn kenne, immer schon gesprochen worden, grundlegend falsch, da das, was die Menschen darunter verstünden, lediglich ein zeitliches und räumliches Abbild einer bestimmten Generation darstelle. Auch wenn manche ältere Dialektsprecher die Veränderung oder gar das Verschwinden bestimmter Dialektmerkmale bedauerten, sei besagte Entwicklung unter objektiven Gesichtspunkten nicht als Verlust zu werten.

2.2.3 Die Situation in Deutschland

2.2.3.1 Bedroht das so genannte Kiezdeutsch die Standardsprache?

Zu den bereits in Kapitel 2.2.1 angesprochenen neuen Regiolekten, die sich in der jüngeren Vergangenheit in Deutschlands Großstädten etabliert haben, gehört eine Sprachvarietät, die manche als „Kanak Sprak“ und andere als „Kiezdeutsch“ bezeichnen. Damit befasst sich die Germanistin Heike Wiese in einem Artikel mit dem Titel „Kiezdeutsch – ein neuer Dialekt des Deutschen“, der im Heft „Sprache und Gesellschaft“ im Magazin *Aus Politik und Zeitgeschichte* zu finden ist. Besagter Artikel stammt aus der Ausgabe des Jahres 2010 des eben erwähnten Magazins. Kennzeichnend für diese Jugendsprache ist, dass sie den Milieus türkischstämmiger Jugendlicher in deutschen Großstädten entspringt und manche Sprachkritiker auch in ihr eine Bedrohung der deutschen Standardsprache erkennen. In besagtem Artikel

befasst sich Wiese mit dem Wesen von Kiezdeutsch, seinen Sprechern und dem Verhältnis zwischen Kiezdeutsch und der Standardsprache.

Zu Beginn begründet sie, warum Sie den Begriff „Kiezdeutsch“ dem Begriff „Kanak Sprak“ vorzieht:

Der Gebrauch des Ausdrucks ‚Kanak Sprak‘ war zwar ursprünglich als Rückeroberung eines negativ besetzten Begriffs im Rahmen politischer Migrantenbewegungen motiviert, insbesondere in den Schriften Feridun Zaimoğlu, der den Begriff maßgeblich geprägt hat. Wie sprachideologische Ansätze betonen, sind die herabsetzenden Assoziationen zu ‚Kanak‘ jedoch erhalten geblieben. Ich verwende daher ausschließlich den Begriff „Kiezdeutsch“, um diese Jugendsprache zu bezeichnen – ein Begriff, der solche negativen Vorab-Bewertungen vermeidet und mittlerweile auch in der politischen Diskussion gut eingeführt ist.“ (aus: Wiese, Heike: „Kiezdeutsch – ein neuer Dialekt des Deutschen“, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Ausgabe 2010, Heft: „Sprache und Gesellschaft“, Seite 2).

Begründet wird diese Argumentation damit, dass der Begriff „Kiez“ vor allem in Berlin für einen Stadtteil stehe, mit dem sich seine Einwohner identifizierten. Dies lasse keine negative Bewertung zu. Dass Kiezdeutsch in vielerlei Hinsicht vom Standarddeutschen abweicht, veranschaulichen Sätze wie „Ich hör gern Alpa Gun, weil der so aus Schöneberg kommt.“ oder „Ich hab meiner Mutter so Zunge rausgestreckt, so aus Spaß.“

Jedoch behauptet Heike Wiese, dass Kiezdeutsch entgegen der landläufigen Meinung, es handele sich dabei um gebrochenes Deutsch, ein neuer urbaner Dialekt sei, der wie alle übrigen deutschen Mundarten sprachliche, lexikalische und grammatikalische Besonderheiten aufweise. Darüber hinaus, so Heike Wiese weiter, werde dieser Dialekt von Jugendlichen verschiedener Ethnien gesprochen. Dies erklärt, warum sie den Begriff „Kanak Sprak“ für unangebracht hält, denn ihrer Auffassung nach nimmt diese Bezeichnung auf herabsetzende Art und Weise ausschließlich junge Menschen mit Zuwanderungsgeschichte in den Blick.

Ferner geht Heike Wiese der Frage nach, wer Kiezdeutsch spricht. Sie stellt fest, dass es schon immer Jugendsprachen gegeben habe. Auffällig an Kiezdeutsch sei jedoch, dass es im Kontakt zwischen jungen Menschen unterschiedlicher Sprachen und Kulturen entstanden sei. Überdies sei Kiezdeutsch kein Zeichen einer misslungenen gesellschaftlichen Integration, sondern das exakte Gegenteil. Man spreche Kiezdeutsch nicht zwangsläufig deshalb, weil die Vorfahren einst aus einem fremden Land nach Deutschland immigriert seien, sondern man spreche es unter

Freunden, die allesamt in multiethnischen Wohnbezirken lebten, wobei die Vielsprachigkeit der Sprecher besagtem Jargon eine enorme Dynamik verleihe. Beispielsweise beherrschten Kiezdeutsch sprechende Jugendliche neben dem Deutschen noch eine oder mehrere Sprachen. Möglich sei etwa, dass ein Jugendlicher zu Hause nur Deutsch spreche, aber von seinen Freunden oder Eltern ein wenig Türkisch oder Arabisch gelernt habe. Die Multilingualität besagter Sprecher könne sich auch derart äußern, dass sie mit ihren Eltern auf Deutsch, mit ihren Großeltern auf Kurdisch und mit ihren Tanten und Onkels auf Türkisch kommunizieren, was lexikalische, sprachliche und grammatische Neuerungen hervorbringe.

Die Eigenheiten von Kiezdeutsch bieten im öffentlichen Diskurs immer wieder Anlass für lautstarke Sprachkritik. Seine Kritiker sind der festen Überzeugung, Kiezdeutsch sei eine von gewalttätigen ausländischen Jugendlichen gesprochene Gossensprache, die einen maßgeblichen Beitrag zum Niedergang der deutschen Sprache leiste. Ein weiterer Vorbehalt gegenüber diesem Multiethnolekt besagt, dass sich seine Sprecher durch mangelnde Sprachkompetenz auszeichneten. Natürlich, so betont Heike Wiese, hätten Jugendsprachen von jeher mit starken Widerständen zu kämpfen, denn ihre Funktion bestehe in einer Abgrenzung der Jugend von älteren Menschen. Die Kritik an Kiezdeutsch besitzt laut Wiese darüber hinaus eine gesellschaftspolitische Dimension, denn wer als junger Nicht-Deutscher Kiezdeutsch spreche, so eine weit verbreitete Einstellung unter älteren Menschen, lehne die Sprache und möglicherweise auch die Werte der Mehrheitsgesellschaft ab. Heike Wiese jedoch weist darauf hin, dass die deutsche Sprache über zahlreiche Mundarten und Register verfüge. Alle Deutschen beherrschten mehrere Elemente des deutschen Sprachspektrums. Schließlich sprächen nicht wenige Deutsche neben der Standardsprache einen Dialekt oder zumindest eine regionale Varietät der Standardsprache. Darüber hinaus werde im Gespräch mit Freunden oder Verwandten ein umgangssprachliches Deutsch gebraucht, während im Gespräch mit Vorgesetzten oder Mitarbeitern von Behörden ein gehobenes Sprachregister favorisiert werde. Kiezdeutsch ist Heike Wiese zufolge als Jugendsprache eines von vielen Elementen der deutschen Sprache, denn es wird ausschließlich unter Freunden, jedoch nicht etwa mit Eltern, Lehrern oder Arbeitskollegen gesprochen. Hieraus schließt Wiese, dass Kiezdeutsch die Standardsprache bereichere. Im Unterschied zu traditionellen Mundarten wie Bairisch oder Schwäbisch sei

Kiezdeutsch jedoch ein in urbanen Gegenden verbreiteter multiethnischer Dialekt ohne historische Verankerung in einer bestimmten Region.

Wie jeder Dialekt, erläutert Heike Wiese, unterscheidet sich auch Kiezdeutsch in seinem Vokabular, seiner Aussprache und seiner Grammatik vom Standarddeutschen. So halte Kiezdeutsch vor allem hinsichtlich des Wortschatzes einerseits und in Bezug auf die Grammatik andererseits diverse Neuerungen bereit. Was den Wortschatz anbetreffe, so enthalte Kiezdeutsch Wörter, die etwa aus dem Türkischen oder dem Arabischen stammten. Das türkische Wort „lan“ bedeute beispielsweise „Mann“. Derartige Wörter würden als Fremdwörter in die deutsche Kiezsprache übernommen und gemäß den Regeln der deutschen Grammatik benutzt. So entspreche das Wort „lan“ etwa dem Ausdruck „Alter“ in der Jugendsprache außerhalb von Kiezdeutsch. Solche Entlehnungen würden von Sprechern unterschiedlicher Abstammung verwendet, auch von solchen, die neben Deutsch in ihrem familiären Umfeld keine weitere Sprache sprächen. Heike Wiese verdeutlicht dies anhand folgenden Beispiels: Ebenso wie für den Gebrauch des Wortes „Computer“ keine tiefen Englischkenntnisse erforderlich sind, könne der Ausdruck „lan“ ohne Kenntnis des Türkischen gebraucht werden.

In Bezug auf die Grammatik erwähnt Heike Wiese, dass Kiezdeutsch von der Hochsprache abweichende grammatische Konstruktionen aufweise, die bestimmten Regeln folgten, was auch für andere Dialekte gelte, und nicht auf fehlendes Sprachvermögen zurückzuführen sei. Auf den ersten Blick erscheint die Grammatik des Kiezdeutschen tatsächlich als sprachliche Vereinfachungen, wie etwa in folgenden Sätzen:

„Mein Schule ist schon längst aus.“

„Hast du Handy?“

Im ersten Satz verfügt das Possessivpronomen „mein“ im Standarddeutschen über eine Flexionsendung in Form des Buchstaben e („meine Schule“). Im zweiten Satz steht im Standarddeutschen vor dem Wort „Handy“ der unbestimmte Artikel „ein“. Wiese hebt jedoch hervor, dass Kiezdeutsch dennoch keine grammatisch reduzierte Sprache sei, auch wenn die obigen Beispielsätze dies auf den ersten Blick nahelegten. Beim Weglassen des unbestimmten Artikels „ein“ und dem Wegfall von Flexionsendungen handele es sich um eine generelle Tendenz in der Entwicklung der deutschen Sprache. Als Beispiel wird angeführt, dass man heute nicht mehr „dem Manne“ sagt, sobald von einem Mann im Dativ gesprochen wird, sondern „dem

Mann“. Das e als Kasusendung entfällt. Dies sei auch bei Verben in der ersten Person Singular der Fall, wo es beispielsweise anstatt „ich sage“ oder „ich glaube“ „ich sag“ oder „ich glaub“ heißt. Der indefinite Artikel „ein“ wird in der gesprochenen Sprache nicht selten verkürzt und an das vorherige Wort gehängt, wie etwa in dem Satz „Hast du’n Handy?“. Wiese schließt daraus, dass Kiezdeutsch nur eine Entwicklung des Standarddeutschen fortführe und ihm somit nichts Fremdes hinzufüge. Neben dem Ausdruck „lassma“, wie es in dem Satz „Lassma Viktoriapark gehen.“ anzutreffen ist, kennt Kiezdeutsch auch den Ausdruck „musstu“. Hierfür folgenden Beispielsatz angeführt: „Musstu Doppelstunde fahren“, was sich übrigens auf die Fahrschule bezieht. Im Standarddeutschen hieß es womöglich: „Da musst du eine Doppelstunde fahren“. Die Kurzform „lassma“ entstand aus der Formulierung „lass uns mal“, was einen Vorschlag einleitet und „musstu“ aus der Formulierung „musst du“, was eine Aufforderung signalisiert. Es handelt sich hierbei um, so Heike Wiese wörtlich, „unflektierte“ Partikel, also Partikel, die nicht gebeugt werden. Die standarddeutsche Formulierung „lass uns mal“ zeigt an, dass mehrere Hörer angesprochen werden und „musst du“ richtet sich auf Grund der zweiten Person Singular an einen Hörer. Wiese fasst „lassma“ und „musstu“ als feste, unflektierte Fügungen auf, aus denen nicht eindeutig hervorgeht, ob sich ein Vorschlag oder eine Aufforderung an eine oder mehrere Personen richtet. Ein ähnlich gelagertes Beispiel in der Standardsprache stellt das unflektierte Wort „bitte“ dar, welches aus der ursprünglichen komplexeren Form „ich bitte“ hervorging. Die Partikel „lassma“ leitet also einen den Sprecher einbeziehenden Vorschlag ein, also einen Wir-Vorschlag. Die Aufforderungspartikel „musstu“ signalisiert eine Aufforderung, die einem Hörer oder auch mehreren Hörern gilt, also einen Du/Ihr-Vorschlag, wohingegen im Standarddeutschen „müsst ihr“ zu verwenden ist, um eindeutig zu signalisieren, dass mehrere Hörer gemeint sind. Zudem sind die Verben „lassen“ und „müssen“, welche den Partikeln „lassma“ und „musstu“ zugrunde liegen, Verben, denen im Standarddeutschen ein Infinitiv folgt. Die kiezdeutschen Sätze „Lassma Viktoriapark gehen!“ und „Musstu Doppelstunde fahren“ folgen exakt dem gleichen Muster und fügen sich Heike Wiese zufolge problemlos in die deutsche Grammatik ein, denn auch hier können Aufforderungen mit Infinitivkonstruktionen kombiniert werden, wie etwa im Satz „Bei Rot hier anhalten“. In Kiezdeutsch würde es heißen: „Musstu anhalten“. Um die These, dass sich Kiezdeutsch gut in die deutsche Grammatik integriere, weiter zu untermauern, spricht Heike Wiese ein weiteres für Kiezdeutsch

typisches Phänomen an: die Nennung von Ortsbezeichnungen ohne Präposition und Artikel, wie im Satz „Lassma Viktoriapark gehen.“ Dies ist Wiese zufolge auch im informellen Standarddeutsch zu hören, insbesondere im Zusammenhang mit den Haltestellen öffentlicher Verkehrsmittel. Hier zwei Beispielsätze, die Studenten eines Grammatikseminars vernahmen, als sie sich an verschiedenen Orten Berlins nach dem Weg erkundigten:

„Dann steigen sie Mollstraße aus.“ (anstatt: „Dann steigen Sie an der Haltestelle ‚Mollstraße‘ aus.“)

„Sind wir schon Zoo?“ (anstatt: „Sind wir schon am Zoo?“)

Heike Wiese leitet daraus ab, dass Kiezdeutsch den Anwendungsbereich dieser Option des Standarddeutschen von Haltestellen öffentlicher Verkehrsmittel in Berlin auf beliebige Ortsangaben erweitert. Ein weiteres Merkmal von Kiezdeutsch ist die Verwendung des Wortes „so“ an Stellen, an denen es im Standarddeutschen nicht zu erwarten ist, wie beispielsweise im Satz: „Ich hab meiner Mutter so Zunge rausgestreckt, so aus Spaß.“ Im Standarddeutschen erfüllt „so“ drei Funktionen: Einerseits markiert es Vergleiche und Relationen, wie etwa in den Ausdrücken „so schön wie ein Diamant“ oder „so groß wie Deutschland“. Andererseits signalisiert „so“ Intensität, wie etwa im Ausdruck „so hoch“. In der gesprochenen Sprache kann „so“ auch ein Zitat einleiten, wofür Heike Wiese folgendes Beispiel anführt: „Ich dann so: ‚Was ist denn hier los?‘“. Gemein ist allen Funktionen, dass „so“ als Bedeutungsbeitrag fungiert, der mit den Worten „auf diese Art“ umschrieben werden kann. In Kiezdeutsch erfüllt „so“ Heike Wiese zufolge eine weitere Aufgabe, nämlich die Markierung von besonders hervorzuhebenden Informationen. Deutlich wird dies anhand der zwei schon einmal genannten Beispielsätze:

„Ich hör gern Alpa Gun, weil der so aus Schöneberg kommt.“

„Ich hab meiner Mutter so Zunge rausgestreckt, so aus Spaß.“

Die Information, die die Partikel „so“ in kiezdeutschen Sätzen hervorheben soll, bezeichnet Heike Wiese in ihrem Artikel als „‘Fokus‘ des Satzes“ (Wiese, Seite 10). Im ersten Satz hebt „so“ die Information hervor, dass Alpa Gun aus Schöneberg kommt und erklärt, warum die Sprecherin Alpa Guns Musik gern hört. Im ersten Teil des zweiten Satzes liegt der Fokus auf einer Handlung, nämlich dem Herausstrecken der Zunge. Im zweiten Teil besagten Satzes wird mit „so“ betont, dass der Sprecher dies aus Spaß tat. Die Partikel „so“ liefert in kiezdeutschen Sätzen somit keinerlei zusätzliche Informationen für den Satz, sondern fungiert ausschließlich als

Fokusmarker, was Heike Wiese als „Grammatikalisierung“ bezeichnet, denn „so“ erfährt in Kiezdeutsch einen Verlust an inhaltlicher Bedeutung zu Gunsten eines pragmatischen und grammatischen Zwecks. Ein Beispiel für dieses Phänomen im Standarddeutschen liefert das Wort „zu“. In der Aussage „Sie liest Krimis zur Entspannung“ gibt das Wort „zur“ – die Verschmelzung der Wörter „zu“ und „der,– laut Heike Wiese Auskunft über das Ziel einer Handlung. In dem Satz „Sie glaubt zu träumen“ allerdings transportiert „zu“ keinerlei Information, sondern zeigt lediglich eine Infinitivkonstruktion an, was einer rein grammatischen Funktion entspricht. Genau wie Kiezdeutsch die Möglichkeiten des Standarddeutschen ausbaut, flektierte in unflektierte, d.h. feststehende Partikeln umzuwandeln und Orte ohne Präpositionen und Artikel zu nennen, baut es auch die Option der Grammatikalisierung aus.

Ferner merkt Heike Wiese an, dass der Gebrauch von Fokusmarkern wie dem deutschen Wort „so“ auch in anderen germanischen Sprachen verbreitet sei, wie beispielsweise im Englischen. Im Englisch der USA und Kanadas wird laut Wiese das Wort „like“ genauso verwendet wie die deutsche Partikel „so“. Im Satz „She’s like really smart“ fungiert „like“ Wiese zufolge als Fokusmarker, denn es markiert die hervorzuhebende Information, dass die Frau, auf die sich der Satz bezieht, sehr intelligent sei.

Abschließend betont Heike Wiese, dass Kiezdeutsch weder schlechtes noch falsches Deutsch sei. Stattdessen handele es sich um eine in sich stimmige Varietät des Deutschen, da ihre Eigenschaften nicht willkürlicher Natur seien, sondern einer grammatischen und sprachlichen Logik folgten. Wiese bezieht sich hierbei auf eine Studie, in deren Rahmen sie Jugendlichen im Berliner Stadtteil Kreuzberg grammatikalisch korrekte, grammatikalisch falsche und kiezdeutsche Sätze vorspielte. Die Befragten akzeptierten Heike Wieses Erkenntnis nach die standarddeutschen Sätze, betrachteten die kiezdeutschen Sätze als Teil ihrer Identität und grenzten diese deutlich von den grammatikalisch falschen Sätzen ab. Das zeige, so bekräftigt Wiese, dass die meisten Kiezdeutsch sprechenden Jugendlichen der Standardsprache mächtig seien, weshalb selbige nicht durch Kiezdeutsch bedroht werde.

2.2.3.2 Der Status des schwäbischen Dialektes

Der Werbespruch der Schwaben „Wir können alles außer Hochdeutsch“ ist seit Langem über die Grenzen des deutschen Bundeslandes Baden-Württemberg hinaus bekannt und suggeriert seinen Rezipienten, die Schwaben hätten ihren Wohlstand allein ihrem Erfindungsreichtum und ihrer Sparsamkeit zu verdanken. Nur deshalb sei es ihnen im Lauf des 20. Jahrhunderts gelungen, ihre Region von einer landwirtschaftlich geprägten Gegend zu einem der wohlhabendsten Landstriche Deutschlands zu transformieren, ohne des Standarddeutschen mächtig zu sein. Zum aktuellen Zustand des Schwäbischen erschien aus diesem Anlass in der Zeitung *Stuttgarter Nachrichten* am 5. Februar 2012 unter dem Titel „Dialekt: Mundart: Der Schwäbisch-Beweis“ ein Artikel von Jan Sellner.

Eingangs nimmt Sellner Bezug auf den Tübinger Kulturwissenschaftler Hermann Bausinger, der davon überzeugt ist, dass das Schwäbische keinesfalls aussterben werde. Im oben erwähnten Artikel ist hierzu zu lesen:

Nach einem Podiumsgespräch im Stuttgarter Alten Schloss im vergangenen Oktober trug er sich mit einer Zeichnung ins Gästebuch des Landesmuseums ein. Sie zeigt einen Elefanten. Ein Auge scheint zu zwinkern. Darunter stehen die Worte: „Elefant = schwäbisch Elefant. Das Schwäbische lebt also.“

(aus: Sellner, Jan: „Dialekt: Mundart: Der Schwäbisch-Beweis“, in: *Stuttgarter Nachrichten*, 05.02.2012)

Hätte Bausinger den Elefanten durch eine Kuh ersetzt, so führt der Autor weiter aus, so hätte sich die Beweisführung der Lebendigkeit des Schwäbischen wesentlich schwieriger gestaltet, denn eine Kuh werde im Schwäbischen als „Bless“ bezeichnet, was selbst vielen Schwaben heutzutage nicht mehr geläufig sei. So erheiternd die obige sprachwissenschaftliche Beweisführung zweifellos sei, so erklärt Sellner des Weiteren, sie könne die Furcht vor dem Verlust des Dialektes, die zunehmend auch unter Schwaben um sich greife, keinesfalls zerstreuen. In der alltäglichen Kommunikation der Schwaben verliere der Dialekt immer mehr an Bedeutung, schreibt Sellner. Dies gelte erst recht für die junge Generation, die sich dem Gebrauch des Dialektes mehrheitlich verweigere. Der Verfasser schildert zudem eine Beispielsituation aus einer Badeanstalt, in der sich ein älterer Herr über den verschwenderischen Umgang jugendlicher Schwimmbadbesucher mit dem

Duschwasser auf Schwäbisch empört: „Dia schprenget von dr Dusche weg wie d' Säu vom Trog“ (ebd.). Sellner folgert daraus, dass die nachwachsende Generation weder die Sparsamkeit ihrer Vorfahren zu beherzigen scheine, noch sei sie im Stande, den schwäbischen Dialekt zu verstehen. Dieser Verlust an Verständnis scheint gemäß Sellner auf Gegenseitigkeit zu beruhen, da ihm zufolge einerseits die Standarddeutsch sprechende junge Generation ihre Eltern und Großeltern nicht mehr verstehen können, welche den Dialekt selbstverständlich gebrauchen, während andererseits die Schwäbisch sprechende ältere Generation der Standarddeutsch sprechenden Jugend nicht länger folgen könne. Diese Tendenz zeichnet sich laut Sellner in den Städten und auf dem Land gleichermaßen ab, was laut dem Autor in der Ermahnung eines Viertklässlers an seinen Schwäbisch sprechenden Vater gipfelt, dieser möge doch bitte auf Standarddeutsch mit ihm kommunizieren.

Daraufhin nimmt Sellner Bezug auf den Dialektforscher Horst Haider Munske, der die durchaus plausible Auffassung vertrete, dass der Fortbestand eines Dialektes vom Spracherwerb der Kinder abhängt. Sei dieser nicht gegeben, so sei auch die Existenz des Dialektes akut bedroht. Dies bedeutet laut Sellner mit Blick auf das Schwäbische: Da die meisten Kinder heutzutage mit dialektalen Begriffen wie „Grombiera“ oder „Breschtlinge“ nichts mehr anzufangen wüssten, womit im Standarddeutschen Kartoffeln und Erdbeeren gemeint seien, werde die Auslöschung des Schwäbischen nicht mehr lange auf sich warten lassen, da die Zahl derer, die diese Ausdrücke aktiv gebrauchten, beständig abnehme.

Überdies beobachtet Sellner in seinem Artikel, dass zahlreiche Sprachbilder des Schwäbischen auf Grund des rasanten Wandels von Arbeitswelt und Gesellschaft ihren Sinnzusammenhang verlieren. Dies erklärt er in seinem Artikel wie folgt:

Bis vor wenigen Jahrzehnten war der Südwesten landwirtschaftlich geprägt. In den Bauernhöfen blühte der Dialekt. Zur „Heiat“ (Heuernte) wurden „Segessa gedengelt“ (Sensen geschärft), „Schocha gmacht“ (Heuschober aufrichten) und „dr Wiesboom uf der Waga glegt“ (das aufgeladene Heu mit einem Holz gesichert). Mit solchen bäuerlichen Techniken und Tätigkeiten ist auch eine lange gewachsene Begriffswelt in atemberaubender Geschwindigkeit verschwunden. Nicht nur einzelne Wörter, sondern ganze Sprachbilder haben ihren Sinnzusammenhang verloren.

(aus: Sellner, Jan: „Sprachbilder verlieren ihren Sinnzusammenhang“, in: *Stuttgarter Nachrichten*, 05.02.2012)

Dass schwäbische Sprachbilder ihren Sinnzusammenhang verlieren, belegt Sellner mit der Tatsache, dass das Schwäbische über unzählige Begriffe und Metaphern verfügt, die das Leben in einer Mangelgesellschaft beschreiben, während der rapide wirtschaftliche Aufstieg nach dem Zweiten Weltkrieg sich in jenem Dialekt kaum widerspiegelt. Als Beispiel wird zunächst der Begriff „S'Zammascherrich“ angeführt, der dem Autor gemäß den restlichen Inhalt einer Schüssel bezeichnet, den es mit einem Löffel zusammenzukratzen gilt. Darüber hinaus, so erklärt Sellner, kenne das Schwäbische Sprichwörter, die auf Bescheidenheit abzielten. Eine Überflusgesellschaft wie die unsere habe aber für derartige Sprichwörter längst keine Verwendung mehr, wie zum Beispiel für den Sinnspruch: „Lieber a Laus em Kraut als gar koi Fleisch!“. Dieser Ausspruch erinnert daran, wie arm die Regionen, in denen Schwäbisch gesprochen wird, einst waren, sodass eine Laus als Parasit als ebenso nahrhaft angesehen wurde wie ein Stück Fleisch.

Außerdem, so fügt Sellner hinzu, sei Baden-Württemberg ein von starker Zuwanderung gekennzeichnetes Bundesland, weshalb die dort angestammten Dialektgruppen Schwäbisch, Alemannisch und Fränkisch zum Standarddeutschen und anderen deutschen Dialekten wie Sächsisch oder Bairisch, sowie fremden Sprachen wie Griechisch oder Türkisch in Konkurrenz stünden. Trotzdem kann der Autor eine Beispielsituation schildern, welche zeigt, dass sich in Einzelfällen sogar Migranten das Schwäbische aneignen können, wenn sie lange genug in besagter Region leben. Sellner berichtet von einer Leserin der *Stuttgarter Nachrichten*, die während ihres Krankenhausaufenthaltes eine Spanierin kennen lernt und zunächst mit ihr auf Standarddeutsch zu kommunizieren bestrebt ist. Zu ihrer eigenen Überraschung erfährt die schwäbische Patientin jedoch, dass ihr Gegenüber bereits seit 38 Jahren in Schwaben zu Hause und mit einem Schwaben verheiratet sei. Den Dialekt habe sie im Übrigen von ihrer Schwiegermutter gelernt.

Im Anschluss an diese Anekdote betont Sellner jedoch, dass es sich hierbei um Ausnahmefälle handle und der Dialekt im Zuge von Globalisierung und wachsender sozialer Mobilität in die Defensive geraten sei. Daran habe die Bildungspolitik der

1970er und 1980er Jahre einen nicht unerheblichen Anteil gehabt, denn seinerzeit waren Dialekte an Schulen unerwünscht, da sie als Bildungshemmnis gegolten hätten, das jungen Menschen die Chance auf gut bezahlte Arbeitsplätze verwehre. Zwischenzeitlich habe sich diese Sicht zwar wieder etwas zu Gunsten von Dialekten verändert, aber die Schulen könnten keinerlei Dialektkompetenz vermitteln, weil Dialekte – und mit ihnen auch das Schwäbische – lange aus ihnen verbannt wurden. Im universitären Sektor zeigt sich laut Sellner anhand der schwierigen Suche von Förderern, dass die akademische Beschäftigung mit Dialekten im Allgemeinen und mit dem Schwäbischen im Besonderen ein Nischendasein führt und der Dialekt auf diese Weise sich selbst überlassen bleibt. Da die Menschen in Umfragen zum Thema „Dialekte“ laut Sellner meistens große Zustimmung zutage fördern, besteht durchaus Hoffnung für einige von ihnen. Sellner hebt jedoch hervor, dass sich viele Dialekte in Deutschland – und somit auch das Schwäbische – dahingehend veränderten, dass kleinräumige Basisdialekte zu Gunsten von Regiolekten, also dialektaler Sprachvarietäten mit größerer kommunikativer Reichweite, zurückgedrängt würden, wodurch lokale Besonderheiten in der Aussprache oder der Lexik verloren gingen.

Alles in allem kommt Jan Sellner zu dem Schluss, dass das Schwäbische zwar von einer Mehrheit der Schwaben als schön empfunden werde, sie es aber aus den meisten formellen Kontexten verbannt haben und besagter Dialekt allein der Kommunikation mit Freunden und Familienangehörigen vorbehalten bleibt. So hat sich dem Autor zufolge im Lauf der Zeit folgende Arbeitsteilung herausgebildet: das Standarddeutsche wird dann gesprochen, wenn es verlangt wird und angemessen erscheint, während für die Kommunikation der Nähe das Schwäbische vorgezogen wird. Abschließend beruft sich Sellner auf den Tübinger Kulturwissenschaftler Eckhart Frahm, der das Schwäbische als kraftvoll und poetisch beschreibt, weil es, so Sellner unter Berufung auf Frahm, „näher an den Menschen“ sei.

2.2.3.3 Welche Zukunft hat der bairische Dialekt?

Da bairische Dialekte gemäß diverser Umfragen in Deutschland populärer sind als andere Mundarten, weil sie sowohl bei ihren Sprechern als auch bei Menschen aus anderen Teilen Deutschlands positiv besetzte Gefühle wie Heimatverbundenheit, Geselligkeit und menschliche Nähe wecken, scheint die Zukunft des Bairischen nicht gar so düster wie die anderer Mundarten. Tatsächlich zeigt sich der britische Sprachwissenschaftler Anthony Rowley, der seit mehr als zwei Jahrzehnten an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften zu München den bairischen Dialekt erforscht und derzeit an einem entsprechenden Dialektwörterbuch arbeitet, in einem Artikel in der Münchner Zeitung *Abendzeitung* vom 17. Juli 2013 davon überzeugt, dass die Perspektiven dieses Dialektes durchaus viel versprechend sind.

Rowley erklärt, dass der bairische Dialekt in allen Schichten der Gesellschaft Bayerns noch immer eine bedeutende Rolle spiele, weil dieser den Mythos Heimat in sich trage. Aussterben werde Bairisch daher in absehbarer Zeit nicht, wenngleich auch diese Mundart natürlich Veränderungen unterliege. So seien etwa Ausdrücke wie „Dradiwaberl“ (Standarddeutsch: „Kreisel“) oder „hai“ (Standarddeutsch: „spiegelglatt“) akut bedroht. Gleiches gelte für zahlreiche Begriffe aus der Landwirtschaft und diverse Lebensmittelbezeichnungen. Rowley zufolge werden in Bayern heutzutage beispielsweise keine gelben Rüben oder Erdäpfel mehr angebaut, sondern Karotten oder Kartoffeln. Gleichzeitig jedoch will Rowley das Entstehen neuer Dialektwörter beobachtet haben. Im oben erwähnten Artikel ist zu lesen: „Dafür gebe es aber immer wieder neue Wortschöpfungen, wie etwa den an das Englisch angelehnte „Vui-Taim-Job“, das „Aufbrezeln“ oder den „Reimdeiter“ für den Blinker am Auto. Die Tonfärbung ist auch bei neuen Wörtern immer wieder zu finden.“

(aus: Rowley, Anthony: „Sprache und Dialekt in Bayern: Sprachforschung: Bairisch stirbt nicht aus“, in: *Abendzeitung* München, 17.07.2013)

Zudem beurteilt Rowley die Zukunftschancen bairischer Flüche sehr positiv, da viele dieser Verwünschungen laut dem britischen Sprachforscher im Standarddeutsch ihre Wirkung nicht zur Gänze entfalten könnten. Bekanntlich werde in Bayern zum einen

mit religiösem Bezug geflucht, wie beispielsweise bei Ausdrücken wie „Kruzifix“ oder „Sakrament“, und zum anderen mit Bezug auf Tiere geschimpft, wie etwa die Schimpfwörter „Hund“, „Rindviech“ oder „Sau“ zeigten. Überdies komme das Schimpfen derart tief aus der Seele eines Bayern, dass seine Flüche sogar das Aussterben des Dialektes überdauern könnten, sollte es jemals so weit kommen. Das Fazit Anthony Rowleys lautet: Der bairische Dialekt wird sich dahingehend verändern, dass alte dialektale Begriffe mit Bezug zur Landwirtschaft aussterben und neue Dialektwörter entstehen werden. Dadurch wird der Dialekt urbaner und moderner, was auch zur Folge haben wird, dass lokale Unterschiede innerhalb dieser Dialektgruppe, die einst die Dialektvarianten verschiedener Dörfer kennzeichneten, verloren gehen werden. Dies jedoch tut der Qualität des Bairischen laut Rowley keinen Abbruch. Zudem fungiert das Motto der in Bayern lebenden Sprecher des Bairischen „Mia san mia“, das im Standarddeutschen in etwa mit „Wir sind, wer wir sind“ wiedergegeben werden kann und von Authentizität zeugt, womöglich als stabile Grundlage für eine verheißungsvolle Zukunft des Dialektes.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass Rowleys hoffnungsvolle Prognose zur Zukunft des bairischen Dialektes in mancher Hinsicht durchaus plausibel erscheint. Zugute kommt dem Dialekt hierbei sicherlich, dass der Freistaat Bayern sich auf Grund seiner guten Wirtschaftslage und seines reichen kulturellen Erbes weltweit erfolgreich zu vermarkten weiß. Schließlich sind Dinge wie das alljährliche Münchner Oktoberfest, das mittlerweile in vielen Teilen Deutschlands und der Welt kopiert wird, und global führende Großkonzerne wie etwa Siemens oder der Rückversicherer Munich RE derart eng mit Bayern verbunden, dass sich möglicherweise auch der bairische Dialekt in Zukunft zu behaupten wissen wird.

2.2.3.4 Wie ist es um das Sächsische bestellt?

Grundlegend anders stellt sich die Gegenwart für das Sächsische dar. Viele Dialektforscher sagen, der sächsische Dialekt sei vom Aussterben bedroht. Der Schweizer Germanist Beat Siebenhaar, der an der Universität Leipzig Deutschlands Dialekte erforscht, geht indes noch einen Schritt weiter und behauptet in einem Interview mit der Zeitung *Neues Deutschland* vom 6. Juli 2011, der sächsische Dialekt sei bereits ausgestorben.

Zunächst erläutert Siebenhaar, was einen Dialekt kennzeichnet: Ihm zufolge charakterisiert einen Dialekt erstens ein geschlossenes Sprachsystem. Zweitens muss er sich in Aussprache, Lexik und Grammatik von anderen Dialekten und erst recht von der Standardsprache unterscheiden. Folglich können Dialektsprecher exakt benennen, was zu ihrem Dialekt gehört und was nicht. Drittens, so Siebenhaar, gebe ein Dialekt Auskunft über Herkunft und Identität seiner Sprecher und transportiere viertens Informationen über Traditionen der Heimatregion. Würden vor allem die zwei erstgenannten Kriterien als Maßstab an das Sächsische angelegt, so folgert Siebenhaar, existiere der sächsische Dialekt nicht mehr. Stattdessen sei die in Sachsen gesprochene Varietät, die landläufig als Sächsisch bezeichnet werde, eine regional eingefärbte und umgangssprachliche Variante der deutschen Standardsprache, die im Wesentlichen den Regeln der standarddeutschen Grammatik folge. Nur hinsichtlich der Aussprache, der Sprachgeschwindigkeit und der Sprachmelodie seien Unterschiede zur Schriftsprache feststellbar. Dass die Einwohner Sachsens wegen ihrer Art, Deutsch zu sprechen, in der gesamten Bundesrepublik auf die Schippe genommen werden, führt Siebenhaar auf die Entwicklung Sachsens der vergangenen 250 Jahre zurück. Im vormals von August dem Starken regierten Königreich Sachsen hätten sächsische Dialekte als äußerst prestigeträchtig gegolten. Nach dem Ende des Siebenjährigen Krieges im Jahr 1763 jedoch sei die Herrschaft über Sachsen auf Preußen übergegangen, was den Niedergang der sächsischen Dialekte eingeläutet habe. Überdies habe sich als deutschlandweit gültige Standardsprache nicht etwa die Berliner Mundart durchgesetzt, die in lexikalischer Hinsicht mit den sächsischen Dialekten vergleichsweise eng verwandt gewesen sei, sondern vielmehr eine norddeutsche

Variante. Vor 100 bis 150 Jahren sind die sächsischen Dialekte laut Beat Siebenhaar vollständig ausgestorben und fortan galten die Sachsen als Verlierer, sodass man sich über ihre Sprache gern lustig machte. Sicherlich hat auch die Regierung der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik auf zweierlei Weise ihren Anteil daran: Zum einen existierte Sachsen als politische Verwaltungseinheit zwischen 1952 und 1990 nicht, was die Identifikation der Bewohner Sachsens mit ihrer Heimat gewiss erschwerte. Zum anderen galten weite Teile des heutigen Freistaates Sachsen als „Tal der Ahnungslosen“, weil dort keine westdeutschen Fernseh- oder Radioprogramme empfangen werden konnten. Selbst unter diesen für Dialekte idealen Bedingungen konnte die sächsische Mundart nicht zu neuem Leben erwachen, da es an einer Förderung der Dialekte seitens des Staates mangelte.

Auf die Frage, wie die junge Generation in Sachsen mit dem Verlust der heimischen Dialekte umgehe, antwortet Siebenhaar:

Es gibt Untersuchungen, die belegen, dass dreijährige Kinder in größerem Maße die Standardsprache anwenden als ihre Eltern. Generell existiert ein starker Drang, den Dialekt aufzugeben. Doch es gibt auch Jugendliche, die bei »youtube« Videos auf Sächsisch hochladen. Sie sprechen das gar nicht im Alltag, sondern sie spielen gewissermaßen Sächsisch. Dafür übertreiben sie den Dialekt und typisieren ihn, wie es auch im Kabarett geschieht. Sächsisch bekommt damit eine ganz neue Funktion. Es wird zum Stil, man könnte auch sagen stylisch.

(aus: Siebenhaar, Beat: „Sächsisch stirbt aus“, in: Neues Deutschland, 06.07.2011).

Siebenhaars Diagnose zur Gegenwart des Sächsischen veranschaulicht eindrucksvoll, wie sehr die Zukunft eines Dialektes nicht nur von seinem gegenwärtigen Ansehen abhängt, sondern auch von seiner jüngeren Historie.

2.3 Der Status der deutschen Sprache in transnationalen Kontexten

2.3.1 Die deutsche Sprache ist akut gefährdet

Zu denjenigen deutschen Sprachwissenschaftlern, die sich um den Fortbestand der deutschen Sprache sorgen, zählt der bereits vorgestellte Romanist Jürgen Trabant. In einem Interview mit der Online-Redaktion des Goethe-Institutes e.V. unter dem Titel „Mit der Sprache stirbt Kultur“ verleiht er seiner Furcht vor dem Ende sprachlicher Tätigkeit im Allgemeinen und seiner Sorge um die Zukunft des Deutschen im Besonderen Ausdruck.

Zu Beginn des Interviews stellt Trabant die These auf, dass die Kommunikation mittels digitaler Medien langfristig einen Verlust an sprachlicher Tätigkeit zur Folge haben könne, da vor allem in sozialen Netzwerken Gesten und Bilder auf größere Resonanz stießen als Wortmitteilungen. Ferner sagt er unter Berufung auf nicht näher erläuterte Schätzungen voraus, dass von aktuell rund 6.000 lebenden Sprachen am Ende des 21. Jahrhunderts womöglich nur zwischen 200 und 600 Sprachen überleben könnten. Auf die Zukunft des Deutschen angesprochen, räumt Trabant zwar ein, dass das Deutsche mit rund 100 Millionen Sprechern gewiss nicht binnen kurzer Zeit aussterben werde, fügt aber sogleich hinzu:

Entscheidend aber ist, dass das Deutsche in den wichtigen und prestigereichen Diskursfeldern bereits zugunsten des Englischen aufgegeben wird – etwa in der Wissenschaft oder im geschäftlichen Bereich. Gerade in Deutschland driftet die Elite ab aus ihrer Muttersprache. Ihre Kinder werden auf Englisch erzogen, um sie in eine weltweite Aristokratie einzubeziehen.

(aus: Trabant, Jürgen: „Mit der Sprache stirbt Kultur“, in: *Deutsch als Wissenschaftssprache – Dossier*, zu finden unter:

www.goethe.de/lhr/prj/diw/dos/de7245855.htm, abgerufen am 20. Juli 2017).

Hieraus folgert Trabant, dass dies das Ansehen der deutschen Sprache auch und vor allem bei Migranten schmälere, da diese nach Auffassung des Linguisten keinerlei Motivation verspürten, eine Sprache zu erlernen, die keinen gesellschaftlichen Aufstieg ermögliche, weil sie von den Eliten derart stark vernachlässigt werde. Er erklärt die von ihm diagnostizierte Abkehr der Eliten von der deutschen Sprache einerseits mit der Globalisierung und andererseits mit einer „Sprachschaam“ der Deutschen, deren Ursache in den Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus zu suchen sei, welche zu einer bis in die Gegenwart anhaltenden mangelnden Loyalität der Deutschen zu ihrer Muttersprache geführt hätten. Schließlich diene eine Sprache nicht nur der Kommunikation, sondern transportiere auch Gedanken, Gefühle und Kultur. Daraus schließt Trabant, dass mit dem von ihm prognostizierten Verstummen der deutschen Sprache auch die deutsche Kultur zu sterben drohe. Des Weiteren beklagt Trabant den Niedergang des Deutschunterrichts an deutschen Schulen. Dass manche Schuldirektoren gesellschaftswissenschaftliche Fächer wie Geschichte, Politik oder Geografie auf Englisch unterrichten ließen, schwäche die Position des Deutschen zusätzlich.

Mit Blick auf den Fremdsprachenunterricht plädiert Trabant für das Konzept der so genannten persönlichen Adoptivsprache, das auf Leonard Orban, einen ehemaligen Sprachkommissar der Europäischen Kommission, zurückgeht und darauf abzielt, neben der Muttersprache und Englisch als internationaler Verkehrssprache noch eine europäische Nationalsprache zu erlernen, um beispielsweise Kontakte zu der Kultur des jeweiligen Nachbarlandes zu knüpfen und sich im Idealfall mit ihr anzufreunden. Besonders sorgenvoll stimmt Trabant laut eigener Aussage, dass möglicherweise nur diejenigen Sprachen, die über viele Sprecher verfügten, überleben würden, während exotische Sprachen mit wenigen Sprechern vor ihrer Auslöschung stünden. Dabei sei gerade die Bewahrung der letztgenannten Sprachen mit ihren teils eigentümlichen grammatischen Strukturen lohnend, weil diese als Spiegel der Vielfalt menschlicher Geisteshaltungen fungierten.

Außerdem klagt Trabant im oben zitierten Interview: „Die Menschheit muss ein ‚Museum der Sprachen‘ schaffen. Wir setzen uns ein für die Restaurierung von Kathedralen, aber die Kathedralen des Denkens lassen wir einfach untergehen.“ (ebd.)

Die Vorstellung, dass in Zukunft womöglich alle Menschen nur noch auf Englisch miteinander kommunizieren, illustriert Trabant in seinem Interview mit der Metapher des „Triumphs der Dummheit“ (ebd.). Dieses Sinnbild veranschaulicht er mit einer Erfahrung aus seinem Berufsalltag als Professor, wonach etwa nicht ins Englische übersetzte Erkenntnisse der deutschen, französischen oder italienischen Geisteswissenschaft auf keinerlei Echo stoßen und in Folge dieser englischen Einsprachigkeit „gehen ganze Bibliotheken von angesammeltem Wissen einfach unter“ (ebd.). Dem Vorschlag, künftig zum Zweck der Alltagskommunikation eine Kunstsprache wie Esperanto zu verwenden, erteilt er eine klare Absage und verweist darauf, dass sich zumindest im europäischen Kontext das Lateinische auf Grund seiner langen literarischen Tradition besser dafür eigne als Esperanto. Deshalb wirbt er dafür, an der äußerst lebendigen amerikanischen Kultur zu partizipieren, anstatt auf eine künstliche oder tote Sprache zurückzugreifen.

Die Kernbotschaft des Interviews Jürgen Trabants mit dem Goethe-Institut lautet, dass so gut wie keine wirksamen Strategien gegen die Auslöschung zahlreicher Sprachen existierten, da es vielen Menschen zum einen an Problembewusstsein und zum anderen am Willen zur Beseitigung dieses Problems mangle.

2.3.2 Ein- und Mehrsprachigkeit in Europas Geschichte und Gegenwart

Im Rahmen der Sendung „Lesart“ mit dem Radioprogramm *Deutschlandfunk Kultur* spürt Jürgen Trabant in der Ausgabe vom 31. Mai 2009 unter dem Titel „Heimatland Sprache“ der Frage nach, welche Rolle den Phänomenen Einsprachigkeit und Mehrsprachigkeit in Europas Geschichte und Gegenwart zukommt. Anlass hierfür ist sein kurz zuvor im C. H. Beck Verlag erschienenes Buch *Die Sprache*.

Zu Beginn des Interviews wird ein alter Menschheitstraum angesprochen, der darin besteht, sämtliche Sprachgrenzen zu überwinden. Eine zentrale Rolle spielt hierbei

die Geschichte über das Pfingstfest aus der Bibel. Dieser zufolge soll 40 Tage nach dem Osterfest, an dem Jesus laut christlicher Überlieferung von den Toten auferstanden ist, der Heilige Geist in Gegenwart einer in Jerusalem versammelten Menschenmenge über die von Jesus entsandten Apostel gekommen sein. Laut Bibel sprach jeder von ihnen in einer fremden Sprache und der Heilige Geist bewirkte, dass die Menschen die Botschaft Gottes verstanden, weil die Apostel in verschiedenen Sprachen zu den in Jerusalem versammelten Gläubigen sprechen konnten. Dieses Ereignis gilt als Geburtstag der katholischen Kirche und zugleich als Grundvoraussetzung ihrer heute weltweiten Verbreitung. Trabant zufolge wird an Pfingsten der Urtraum der Menschheit, alle Sprachgrenzen zu überwinden, dahingehend weiterentwickelt, dass nicht die Aufhebung sprachlicher Verschiedenheit angestrebt wird, sondern die sprachliche Vielfalt erhalten wird und alle Menschen auf Grund des gleichen Inhaltes des Gesagten einander dennoch verstehen. Trabant zufolge soll die Geschichte des Pfingstfestes die Menschheit mit ihrer sprachlichen Vielfalt versöhnen, während diese im Alten Testament, welchem gemäß die verschiedenen Sprachen in Babel erfunden wurden, als Strafe Gottes für die aus dem durch Einsprachigkeit gekennzeichneten Paradies Vertriebenen aufgefasst wurde. Gefragt, warum die europäische Sprachphilosophie die Vielfalt der Sprachen lange nicht angemessen zu würdigen gewusst habe, antwortet Trabant, dass die christlichen Kirchen zu Zeiten des Neuen Testaments zunächst einsprachig operiert hätten. So sei in Osteuropa und im östlichen Mittelmeerraum Griechisch als Kirchensprache verwendet worden, während in Westeuropa und im westlichen Mittelmeerraum das Lateinische diese Funktion übernommen habe. Die Sprachen der einfachen Völker wurden laut Trabant nicht als Kultursprachen angesehen, sondern als Sprachen unzivilisierter Völker, die es zum Christentum zu bekehren galt. Der oben beschriebene Dualismus endete laut Jürgen Trabant erst mit Beginn der Neuzeit an der Schwelle vom 15. zum 16. Jahrhundert, als die europäischen Kirchen allmählich dazu übergingen, die Predigten in den Volkssprachen des europäischen Kontinentes zu halten.

Schließlich verweist Trabant im Interview mit *Deutschlandfunk Kultur* auf Wilhelm von Humboldt, der die Verschiedenheit stets gepriesen und somit auch sprachliche Vielfalt sehr hoch geschätzt habe, da jede Sprache der Welt neue Aspekte abgewinne. Dies verdeutlicht Trabant anhand eines Vergleiches des deutschen

Adjektivs „neu“ mit seinen französischen Entsprechungen. In seinem Interview liest sich dies folgendermaßen:

Das Adjektiv „neu“ im Deutschen hat zwei Wörter, die ihm im Französischen entsprechen, nämlich „nouveau“ und „neuf“. „Neuf“ ist materiell neu und das andere ist sozusagen vom Wissen her neu, etwas, das ich noch nicht kenne. Ein voiture neuf ist eins, das direkt aus der Fabrik kommt. Und nouvelle voiture ist ein Auto, das ich noch nicht kenne, also, ein nouvelle voiture kann durchaus ein altes Auto sein, also materiell alt, aber ich kenne es noch nicht. Wir sagen auf Deutsch nur „neu“. Wir müssen diesen Unterschied nicht machen zwischen „neuf“ und „nouveau“. Daran sehen wir schon, dass die Franzosen sozusagen vom Denken her, wenn wir jetzt etwas übertreiben wollen, die Neuheit sozusagen auf verschiedene Arten und Weisen denken müssen.

(aus: Trabant, Jürgen: „Heimatland Sprache“, zu finden unter:

http://www.deutschlandfunkkultur.de/heimatland-sprache.1270.de.html?dram:article_id=191116, abgerufen am 28. August 2017).

Sprachliche Vielfalt ist auch ein Merkmal der heutigen Europäischen Union (EU), was diesen Staatenbund immer wieder vor Herausforderungen stellt. In den gegenwärtig noch 28 Mitgliedsländern werden 24 Nationalsprachen und daneben zahlreiche Regional- und Minderheitensprachen gesprochen. Dies führt Trabant zu der Frage, ob der EU eine sprachliche Zerreißprobe bevorstehe. Ein Anzeichen hierfür sei, so erläutert Trabant, beispielsweise die Tatsache, dass manche europäische Regionen, wie etwa Katalonien, sich von ihrem jeweiligen Nationalstaat loszusagen gedächten, um ihrer vermeintlich unterdrückten Sprache zu neuer Geltung zu verhelfen. Des Weiteren nehme das Englische innerhalb der Europäischen Union immer breiteren Raum ein, was die Nationalsprachen Europas beeinträchtige. Trabant sieht in der zuletzt von ihm skizzierten Entwicklung eine Rückkehr ins Mittelalter, als es in Europa mit Latein nur eine Kultursprache gegeben habe, mit deren Hilfe religiöser, wissenschaftlicher und politischer Einfluss ausgeübt worden sei. Der einzige Unterschied zwischen dem Mittelalter und der Gegenwart sei, dass heutzutage Englisch und nicht Latein die dominierende Bildungssprache der EU darstelle. Zwar stellt Trabant den Vorteil, sich in der Wirtschaft und in den Wissenschaften weltweit auf Englisch verständigen zu können, keinesfalls in Abrede. Schließlich könne etwa ein Wissenschaftler dank des Englischen seine Erkenntnisse in Shanghai ebenso vorstellen wie etwa in Lateinamerika. Verloren gehe dabei allerdings die sprachliche

Vielstimmigkeit, die in den diversen Volkssprachen Europas zum Ausdruck komme und die unserem Kontinent in den letzten 500 Jahren einen bis dato nicht gekannten Fortschritt beschert habe. Daher plädiert Trabant in Europa mindestens für eine zweisprachige Erziehung, nämlich in Form einer hochwertigen sprachlichen Bildung in der jeweiligen Nationalsprache und eines hochwertigen Englischunterrichtes. Darüber hinaus sollte an Europas Schulen das Erlernen einer dritten Sprache Pflicht sein, am besten einer weiteren europäischen Nationalsprache, sodass sich im Idealfall dreisprachige europäische Gesellschaften herausbildeten. Von besagter Gefahr sei auch das Deutsche betroffen, deren Sprecher einst stolz darauf gewesen seien, mit ihrer Sprache den Lateinisch sprechenden Menschen ebenbürtig zu sein. Besonders in der deutschsprachigen Schweiz, so Trabant, sei das Deutsche derzeit am meisten gefährdet. Dort gerate die deutsche Standardsprache zum einen durch die Dialekte und zum anderen durch das Englische als transnationale Bildungssprache in Bedrängnis. Dies zeige sich etwa anhand der Tatsache, dass die Wettervorhersage im staatlichen Schweizer Fernsehen nicht mehr auf Standarddeutsch, sondern in dialektaler Form präsentiert werde. Auch Diskussionssendungen im Schweizer Fernsehen fänden immer häufiger in mundartlicher Form statt. Auch Deutschland stehe diese Entwicklung bevor, befürchtet Trabant.

Trabants Interview mit dem *Deutschlandfunk* lässt sich dahingehend bilanzieren, dass Europa sich seine Mehrsprachigkeit bewahren müsse, um auch in Zukunft erfolgreich zu sein, nicht zuletzt deshalb, weil jede Sprache eigene Weltansichten transportiere. Mit Blick auf das Deutsche betont Trabant, dass er grundsätzlich nicht gegen die Entlehnung englischsprachiger Wörter in die deutsche Sprache eingestellt sei. Würden Anglizismen in passenden Kontexten verwendet, bereicherten sie das Deutsche. Erfolge der Gebrauch von Anglizismen jedoch inflationär und unreflektiert, drohe eine Verwahrlosung des Deutschen.

2.3.3 Ist das Englische das Ende des Deutschen oder das neue

Latein?

Hinsichtlich der Zukunft des Deutschen zeigt sich der Germanist Karl-Heinz Göttert in einem Artikel namens „Warum die deutsche Sprache überleben wird: Englisch als neues Latein“, der am 10. März 2010 in der deutschen Tageszeitung *Die Welt* erschien, mit Blick der Zukunft der deutschen Sprache sehr zuversichtlich.

Zu Beginn beschreibt Göttert die Furcht mancher Sprachkritiker vor dem Aussterben des Deutschen dahingehend, dass das Deutsche zu Beginn des dritten Jahrtausends nach Christi Geburt vom so genannten Globalesisch bedroht werde, womit landläufig eine im Vergleich zu den von Muttersprachlern gesprochenen Varietäten reduzierte Variante des Englischen von weltweiter Verbreitung bezeichnet werde. Des Weiteren schreibt Göttert:

Das Deutsche werde wie alle Nationalsprachen verdrängt von der alles aufsaugenden Sprache der Globalisierung. An Anzeichen des Untergangs scheint es nicht zu mangeln. Die Anglizismen sind bereits überall, fressen sich hinein in die deutsche Sprache, bis der ausgelaugte Körper aufgibt und Platz macht für das große Einerlei.

(aus: Göttert, Karl-Heinz: „Warum die deutsche Sprache überleben wird: Englisch als neues Latein“, in: *Die Welt*, 10.03.2010)

An diejenigen, die dieser These nicht anhängen, so erklärt Göttert, werde die Angst auf subtilere Art herangetragen. Hierbei bezieht er sich auf Jürgen Trabant, der in der Schweiz beobachtet habe, dass Deutsch sich im wahrsten Sinn des Wortes zu einem Dialekt entwickle. Als Beispiel wird angeführt, dass laut Trabant das vielfach für künstlich erachtete Schweizer Standarddeutsch gegenüber den Dialekten immer mehr an Boden verliere, wie sich etwa anhand der Wettervorhersage im Schweizer Fernsehen zeige, die in der Deutschschweiz in dialektaler Form ausgestrahlt werde. Indes löse Englisch in der Deutschschweiz das Standarddeutsche als Hochsprache zunehmend ab, sodass im Wissenschaftsbetrieb, im Geschäftsleben und vielen

anderen formellen Kommunikationssituationen Englisch dominiere, während für die Kommunikation mit Freunden und Verwandten auf den jeweiligen Dialekt zurückgegriffen werde. Vor einer solchen Entwicklung warnt Trabandt laut Göttert auch in Deutschland, wofür der erstgenannte Linguist den überregional bekannten Werbespruch der Schwaben „Wir können alles außer Hochdeutsch“ als Indiz heranzieht. Die Einführung von Englischunterricht in Kindergärten stelle den Beginn des Abschieds vom Deutschen dar und dieser Prozess laufe auf eine sich stetig vertiefende Kluft zwischen dem so bezeichneten Globalesisch auf der einen Seite und den deutschen Dialekten auf der anderen Seite hinaus. Am Ende dieses Prozesses stehe, so interpretiert Göttert Trabandt, das Verschwinden des Standarddeutschen und alsbald auch der Untergang der Dialekte.

Diesem Alarmismus begegnet Göttert mit dem Verweis darauf, dass Deutsch zu den meistgesprochenen Sprachen der Welt zähle, was er mit diversen Zahlen belegt. Schließlich entfielen auf die mehr als 700 Millionen Einwohner des europäischen Kontinentes etwa 100 Millionen deutsche Muttersprachler. Diese Zahl ergebe sich, indem man die Deutsch sprechenden Menschen in Deutschland, Österreich, Liechtenstein, der deutschsprachigen Schweiz, Luxemburg, im Osten Belgiens, in der französischen Region Elsass und in der norditalienischen Region Südtirol zusammenzähle. An dieser Stelle sei angemerkt, dass Deutsch in den zwei erstgenannten Ländern und der Deutschschweiz alleinige Amtssprache ist, während sie in den letztgenannten Ländern und Regionen die Position einer einflussreichen Zweitsprache einnimmt. Göttert folgert aus dem oben Gesagten:

Somit behauptet die deutsche Sprache den ersten Platz in Europa, sieht man von den etwa 110 Millionen Russen ab, die aber nur teilweise in Europa leben. Weltweit geht man von 121 Millionen Sprechern des Deutschen aus, womit es zu den zehn am meisten gesprochenen Sprachen gehört (das Ranking schwankt zwischen dem achten und zehnten Platz).

(ebd.)

Während das Englische innerhalb Europas mit rund 61 Millionen Muttersprachlern vertreten und dem Deutschen damit hinsichtlich der Sprecherzahl unterlegen sei, so führt Göttert weiter aus, übertreffe die englische Sprache das Deutsche im weltweiten Maßstab mit rund 460 Millionen Muttersprachlern um ein Vielfaches. Zudem werde

Englisch von 38 Prozent der Einwohner der EU als Fremdsprache und von weiteren 13 Prozent der EU-Bevölkerung als Muttersprache gesprochen, was in der Summe einen Anteil Englisch sprechender Menschen von 51 Prozent erbebe.

Demgegenüber hätten lediglich 14 Prozent der EU-Bevölkerung Deutsch als Fremdsprache erlernt, während der Anteil deutscher Muttersprachler an der Bevölkerung der 28 EU-Mitgliedsstaaten bei 18 Prozent liege, woraus sich insgesamt ein Anteil Deutsch sprechender EU-Bürger von 32 Prozent erbebe. Das Französische schließlich werde von 14 Prozent der EU-Bevölkerung als Mutter- und von weiteren 14 Prozent als Fremdsprache gesprochen, was sich zu einem Französisch sprechenden Bevölkerungsanteil von 28 Prozent der EU-Bürger addiere.

Aus diesen Zahlen schließt Karl-Heinz Göttert, dass die englische Sprache nicht nur weltweit, sondern auch in Europa bzw. der EU eine dominante Rolle spiele, weil sie sich anders als die deutsche Sprache den Status einer so genannten freien Sprache (lateinisch: „lingua franca“) erworben habe. Kennzeichnend für die Lingua franca Englisch ist folglich, dass sie Menschen, deren Muttersprache nicht das Englische ist, als Kommunikationsmedium dient. Dies ermöglicht laut Göttert den erfreulichen Umstand, dass alle Menschen mit Hilfe des Englischen verschiedene Orte der Welt erkunden können, ohne die jeweilige Landessprache beherrschen zu müssen.

Sodann greift Göttert einen neuen Aspekt auf: Er behauptet, Englisch übernehme heutzutage diejenige Funktion, die noch vor einem halben Jahrtausend das Lateinische innegehabt habe, nämlich die Funktion einer transnationalen Verkehrs- und Bildungssprache. Im Unterschied zum Englischen jedoch, so konzediert der Verfasser des Artikels, habe das Lateinische nach der Antike seinen Status als Muttersprache eingebüßt. Allerdings sei ebendiese Doppelrolle des Englischen die Ursache vieler intensiver Auseinandersetzungen, die die europäischen Völker seit der Entstehung der modernen Nationalstaaten auf unserem Kontinent austrügen, da diese auf dem Leitsatz „Ein Land, eine Sprache“ basiert habe. Dieser Umstand erschwere jedoch jegliche sachliche Diskussion. Als zusätzliches Problem gelte die Sprache von Nachbarn im eigenen Land, das sich in Folge der jahrzehntelangen starken Zuwanderung nach Deutschland kontinuierlich verstärkt habe. Vor allem im Fall türkischer Migranten seien Sprachprobleme von der Politik lange verkannt worden, was bei vielen Migranten schlechte Deutschkenntnisse nach sich gezogen habe. In dieser Frage habe etwa in deutschen Schulen, die den wichtigsten

Austragungsort derartiger Konflikte darstellten, erst zur Jahrtausendwende ein Umdenken stattgefunden, als der so genannte PISA-Schock – gemeint sind hiermit die seinerzeit schlechten Ergebnisse Deutschlands im Rahmen der internationalen Bildungsstudie PISA – das Land aufgeschreckt hätten. Die sprachliche Problemlage deutsch-türkischer Kinder kann durch folgendes Zitat aus Göttert's Artikel gut veranschaulicht werden:

Nicht die Ausbildung einer türkischen Identität führt in eine Parallelgesellschaft, sondern der Mangel an Akzeptanz dieser Identität in der Aufnahmegesellschaft. Migranten müssen in Deutschland Deutsch lernen, ohne auf ihre Muttersprache zu verzichten. Begriffe wie „Transkulturalität“ oder „transnationale Identität“ mögen alle jene verschrecken, die noch von einer Übereinstimmung von Sprache und Nation im Sinne des 19. Jahrhunderts ausgehen. Dieses Modell wird jedoch immer wirklichkeitsfremder.

(ebd.)

Da Deutschland seit Mitte des 20. Jahrhunderts ein Einwanderungsland ist, steht das Deutsche laut Göttert einerseits mit dem Englischen als internationaler Verkehrssprache und andererseits mit den Muttersprachen vieler Migranten in Deutschland selbst in Konkurrenz. Diese Entwicklung werde, so Göttert, von den einen begrüßt und von den anderen gefürchtet und der Germanist beurteilt beide Positionen in ihren extremen Ausprägungen kritisch. Er verweist stattdessen auf den neuseeländischen Germanisten Michael Clyne und dessen Vision einer liberalen und mehrsprachigen Weltgesellschaft, die den Nationalismus überwunden habe. Clyne lässt sich hierbei gemäß Göttert von der Entwicklung in Australien inspirieren, dessen Amtssprache zwar das Englische ist, das sich aber zugleich als mehrsprachige Gesellschaft begreift, da seine Bewohner aus allen Teilen der Welt stammen und einst die Muttersprachen ihrer Vorfahren nach Australien mitbrachten. Der Übergang von einer strengen Assimilationspolitik zur Akzeptanz von Mehrsprachigkeit in diesem Land habe, so bekräftigt Göttert, weder den gesellschaftlichen Zusammenhalt noch die ökonomische Situation beeinträchtigt. Laut dem Verfasser steht die deutsche Sprache vor der Herausforderung, sich in einem multilingualen Deutschland und einem ebensolchen Europa zu behaupten. Als Reaktion auf die daraus resultierenden Zumutungen sieht Göttert eine Wiederkehr deutscher Dialekte,

die der fortschreitenden Globalisierung eine enge sprachliche Verbundenheit mit der eigenen Heimatregion entgegensetzt.

Abschließend unternimmt Göttert einen Exkurs in die Geschichte der Sprachlandschaft Deutschlands und konstatiert, Deutschland sei Mehrsprachigkeit durchaus gewohnt gewesen. Um das Jahr 1800 herum war etwa jeder gebildete Mensch des Französischen mächtig und noch ein paar Jahrhunderte zuvor hätten alle gebildeten Menschen Latein beherrscht. Neu sei an der gegenwärtigen Situation indes, dass die Mehrsprachigkeit insbesondere im Lauf der vergangenen Jahrzehnte demokratisiert worden sei und sich heutzutage nicht mehr auf die gebildete Oberschicht beschränke, sondern in Folge der Globalisierung breitere Bevölkerungsschichten betreffe. Göttert zufolge gründet sein Optimismus, dass das Deutsche der Herausforderung, die deutsche Identität mit anderen Identitäten in Einklang zu bringen, gewachsen sei, auf dem hohen Entwicklungsstand unserer Sprache. Während etwa im mehrsprachigen Deutschland des 18. Jahrhunderts einer im Vergleich zur Gegenwart größeren Vielfalt an Dialekten eine noch nicht vollständig ausgereifte Standardsprache gegenübergestanden habe, sei die heutige deutsche Sprache genügend gefestigt, um den Herausforderungen einer mehrsprachigen Gesellschaft begegnen zu können.

Göttert vermittelt in seinem Artikel die Botschaft, dass diejenigen, die der Geschichte der deutschen Sprache kundig seien, sich vor der mehrsprachigen Gegenwart und Zukunft Deutschlands nicht zu fürchten bräuchten. Er ergänzt, dass sich die Sprecher des Deutschen mit ihrer Sprache keineswegs verstecken oder sich gar selbst verleugnen sollten. Dennoch sei der wirtschaftliche und soziale Fortschritt in unserem in der Mitte Europas gelegenen Land ohne die Offenheit gegenüber fremden Sprachen und Kulturen nicht denkbar gewesen und dies gelte umso mehr für die Zukunft.

2.3.4 Deutsch 3.0: Es geht der deutschen Sprache sehr gut

Ein Jahr lang widmete sich das Goethe-Institut im Rahmen eines Projektes namens „Deutsch 3.0“ der Zukunft der deutschen Sprache. Im Vergleich zu Jürgen Trabant allerdings zeigt sich der Projektleiter Rolf C. Peter im Gespräch mit dem Goethe-Institut davon überzeugt, dass es der deutschen Sprache sehr gut gehe.

Auf die Frage, was Peter derart optimistisch stimme, antwortet er, die deutsche Sprache sei so hoch entwickelt wie noch nie in ihrer Geschichte. Niemals zuvor sei ihr Wortschatz größer gewesen als heute. Von Anglizismen gehe keine Gefahr aus, denn Lehnwörter aus fremden Sprachen bereicherten das Deutsche und bedrohten es nicht. Mit Blick auf das Deutsche als Wissenschaftssprache räumt Peter jedoch ein, dass hier eine lange unterschätzte Gefahr lauere. Diese konkretisiert er folgendermaßen:

Besonders im Bereich der Lehre stellt sich die Frage: Was passiert eigentlich, wenn wir den Lehrbetrieb zunehmend auf Englisch umstellen? Als Folge davon wird es – langfristig gesehen – wissenschaftliche Begriffe nicht mehr auf Deutsch geben. In Leipzig setzt sich jetzt ein größeres Forschungsprojekt genau damit auseinander und stellt unter anderem die Frage: - Welche Rolle hat die Sprache auf den Erkenntnisgewinn – beispielsweise in den Geisteswissenschaften? Denn jede Sprache erlaubt einen eigenen Zugang zum Forschungsgegenstand. Wir schaden uns selbst, wenn wir die Mehrsprachigkeit im Bereich der wissenschaftlichen Forschung aufgeben und uns nur noch auf eine Sprache fokussieren.

(aus: Peter, Rolf C.: „Deutsch 3.0: Es geht der deutschen Sprache sehr gut“ – Goethe-Institut, zu finden unter: <https://www.goethe.de/de/spr/mag20478536.html>, abgerufen am 17. August 2017)

Peter vertritt die Meinung, dass Mehrsprachigkeit in Forschung und Lehre tatsächlich einen Erkenntnisgewinn zeitige, weshalb die wachsende Dominanz des Englischen in der Wissenschaft umso kritischer zu bewerten sei.

Zudem stand Interessierten im Rahmen des oben erwähnten Projektes die Möglichkeit offen, Fragen zu stellen, die in einer so genannten Sprach-Sprech-Fragenbox gesammelt und zu beantworten versucht wurden. Laut Peter galt die am

häufigsten gestellte Frage der Zukunft der Dialekte. Peter zufolge werden Dialekte nicht verschwinden, sondern sich zunehmend zu Regiolekten weiterentwickeln, wodurch sie ihre kommunikative Reichweite vergrößerten und sich den Bedürfnissen ihrer Sprecher anpassten.

Zu den in jener Sprach-Sprech-Fragenbox gesammelten Fragen gehörte gemäß Peter auch die Frage, wie Deutsch in 50 Jahren klingen werde. Darin spiegelte sich dem Projektleiter zufolge die Angst vor Phänomenen wie der Kiezsprache, der so genannten SMS-Sprache oder der „Vertwitterung“. Letzterer Ausdruck spielt auf das Medium Twitter an, in welchem der Umfang einer Mitteilung durch das Unternehmen auf maximal 140 Zeichen begrenzt wird. Am Beispiel der SMS-Sprache verdeutlicht Peter, dass sich viele Menschen heutzutage nicht selten Sprachvarietäten bedienen, die ein spezielles Medium erfordere. Da auch eine SMS nur eine begrenzte Anzahl von Zeichen erlaube, so erklärt Peter, habe sich eigens für das Medium SMS eine besondere Sprachform entwickelt. Jedoch kann er die Fragenden dahingehend beruhigen, dass sich die Nutzer solcher Medien in anderen Kontexten anderer Sprachformen bedienen und es ihnen zum Beispiel nicht in den Sinn komme, ein Bewerbungsschreiben in SMS-Sprache zu verfassen. Solange sich die Mediennutzer dessen bewusst seien und die Standardsprache nicht aus dem Blick verlören, spreche nichts dagegen, diejenige Sprachform zu verwenden, die das in einem bestimmten Kontext genutzte Medium verlange.

Darüber hinaus, so konstatiert Peter im Interview mit dem Goethe-Institut, seien viele sprachliche Phänomene als Moden zu betrachten. So gelte eben heutzutage das Englische als modern, während noch vor 200 Jahren das Französische, das seinerzeit die bedeutendste Bildungssprache gewesen sei, das Deutsche stark beeinflusst habe. Peter ergänzt: „Die Sprache ist außerdem nicht das eigentliche Problem: Wenn man etwas für die Sprache tun will, dann muss man die Sprecher dafür sensibilisieren, dass wir eine wunderbare Sprache haben und sie dafür begeistern, sich ihrer auch zu bedienen.“ (ebd.)

Rolf C. Peter gelangt zu dem Schluss, dass es ihm und seinen Kollegen mit Hilfe des einjährigen Projektes „Deutsch 3.0“ gelungen sei, eine Debatte über die Zukunft des Deutschen anzustoßen und dabei die Botschaft zu vermitteln, dass etwa der

schwindende Einfluss des Deutschen in der Wissenschaft keineswegs ein Naturgesetz sei. Stattdessen müssten sich die Sprecher dieser Herausforderung offensiv stellen, indem sie ein neues Bewusstsein für den Reichtum unserer Sprache entwickelten.

2.3.5 Der Status des Deutschen als Fremdsprache

Schon seit Langem beschäftigt sich auch der im Jahr 1943 geborene Germanist Ulrich Ammon mit der Stellung der deutschen Sprache, wie etwa in seinem Hauptwerk *Die Stellung der deutschen Sprache in der Welt*. In einem Interview mit der Zeitung *Welt* am Sonntag vom 25. Januar 2015 analysiert Ammon den Status des Deutschen als Fremdsprache.

Ulrich Ammon zufolge war die Reputation des Deutschen in vielen Ländern lange schlecht, da es von vielen Menschen als spießig wahrgenommen wurde. Wer etwas auf sich hielt, sollte der Weltsprache Englisch mächtig sein. Ammons Interview in der *Welt am Sonntag* liegt aber die These zugrunde, dass das Deutsche auch im Ausland keineswegs ein Auslaufmodell sei, weil Deutsch als Fremdsprache in den vergangenen fünf bis zehn Jahren an Attraktivität gewonnen habe.

Zu Beginn des Interviews entkräftet Ammon die These, dass die Deutschen und mit ihnen ihre Sprache und Kultur vom Aussterben bedroht seien. Er erklärt, dass zwar die Zahl der deutschen Muttersprachler weltweit geringfügig zurückgehe, doch dies treffe außer auf das Englische und das Chinesische auf alle Sprachen zu. Auf die aktuelle Stellung des Deutschen angesprochen, führt Ammon aus:

Wenn man die Zahlen der Muttersprachler vergleicht, so liegt Deutsch im weltweiten Vergleich auf Platz zehn. Interessanter ist aber die Zahl derjenigen, die Deutsch als Fremdsprache erlernen. Da liegt Deutsch auf Rang vier hinter Englisch, Französisch und Chinesisch, dicht gefolgt vom Spanischen.

(aus: Ammon, Ulrich: „Deutsch als Fremdsprache gewinnt an Attraktivität“, in: *Welt am Sonntag*, 25.01.2015).

Das zunehmende Interesse am Deutschen als Fremdsprache führt Ammon auf die wirtschaftliche Stärke der Bundesrepublik Deutschland zurück, da ein wirtschaftlich erfolgreiches Land im Ausland oftmals das Interesse an seiner Sprache wecke, die die Grundvoraussetzung dafür sei, als Zuwanderer an diesem ökonomischen Erfolg teilzuhaben. Als Beispiel hierfür nennt Ammon 1.000 indische Schulen, die neun Monate vor dem oben zitierten Interview Deutsch als Fremdsprache hätten einführen wollen. Die zwischenzeitlich neu gewählte indische Regierung habe diesen Zuwachs des Angebotes an deutschem Fremdsprachenunterricht unterbunden und stattdessen Sanskrit den Vorzug gegeben. Dessen ungeachtet sei die Zahl der Deutsch sprechenden Studenten an der Universität Pune binnen eines Jahrzehnts von 30 bis 40 auf zwischenzeitlich 1.000 angewachsen. Auch an vielen Universitäten südeuropäischer Länder schrieben sich nicht zuletzt auf Grund der dortigen ökonomischen Probleme immer mehr junge Menschen in Deutschstudiengänge ein. Dies gelte auch für das Goethe-Institut und diverse private Sprachschulen, wo Deutsch mittlerweile stärker nachgefragt werde als etwa Französisch oder Spanisch.

Gefragt, welche Bedeutung einer Sprache in internationalen Wirtschaftsbeziehungen zukomme, wenn sowieso alle Verhandlungen in der globalen Verkehrssprache Englisch stattfänden, verweist Ammon darauf, dass nachhaltige Geschäftsbeziehungen trotz der Dominanz des Englischen noch immer profunde Kenntnisse der Landessprache des jeweiligen Partnerlandes erforderten.

Bedauerlicherweise sei der Zusammenhang zwischen Sprache und internationalen Beziehungen bislang weder von der Linguistik noch von der Soziologie oder der Politologie hinreichend erforscht, weshalb viele Politiker sich nicht darüber im Klaren seien, wie essenziell das Erlernen des Deutschen in großem Umfang sei. Von indischen Fachkräften etwa würden englischsprachige Länder gegenüber deutschsprachigen Ländern als Auswanderungsziele eindeutig bevorzugt, da Englisch in Indien eine von 22 Amtssprachen sei und viele Inder mit ihr vertrauter seien als mit dem Deutschen. Dass aus diesem offensichtlichen Motiv in Deutschland keinerlei politische Konsequenzen gezogen würden, bedauert Ammon. Auch für deutsche Unternehmen, die Niederlassungen im Ausland gründen wollten, sei eine starke Präsenz der Sprache der Konzernmutter vorteilhaft, konstatiert Ammon. Als Beispiel hierfür benennt er die chinesische Metropole Shanghai, wo der deutsche

Automobilkonzern Volkswagen eine Niederlassung unterhalte, weil dort mehr Menschen Deutsch lernten als anderswo in China. Als negatives Gegenbeispiel indes zeigt Ammon die Situation deutscher Unternehmen mit Niederlassungen in Brasilien auf. Er lässt im oben zitierten Interview wissen:

Dagegen haben weder die Politik noch die Industrie aufgepasst, als man sich bei der Ansiedlung von Niederlassungen in Brasilien ausgerechnet auf den Standort Sao Paulo fokussiert hat. Dabei gibt es in anderen Gegenden im Süden des Landes eine nicht geringe deutsche Minderheit in der Bevölkerung.

(ebd.)

Sodann weist Ammon darauf hin, dass derjenige, der eine Sprache erlerne, sich meistens auch für Länder interessiere, in denen die jeweilige Sprache gesprochen werde, wodurch eine Beziehung entstehe, die Ammon als Rückkopplungsprozess interpretiert. Um dies zu veranschaulichen, berichtet er von seinen Erfahrungen aus dem US-Bundesstaat North Carolina, wo sämtliche Germanistikdozenten an der dortigen staatlichen Universität Inhaber deutscher Automobile gewesen seien und aus Japan, wo ihm viele Germanistikprofessoren zuallererst ihre Melitta-Kaffeemaschine gezeigt hätten. Dass der Politik laut Ammon ein klares Bewusstsein für den Zusammenhang zwischen der Verbreitung einer Sprache und dem Stellenwert ihres Sprecherlandes bzw. ihrer Sprecherländer fehlt, illustriert der Germanist anhand zweier Beispiele:

Erstens habe Deutschland die Chance versäumt, seine Sprache zu einer Amtssprache der Vereinten Nationen zu erklären, als die Bundesrepublik Deutschland und die Deutsche Demokratische Republik im Jahr 1973 selbiger Organisation beigetreten seien. Ein entsprechender Antrag hätte sich nach Ammons Überzeugung segensreich auf die Diplomatie auswirken können. Zweitens habe sich der ehemalige deutsche Bundeskanzler Helmut Kohl nach der deutschen Wiedervereinigung im Jahr 1990 dafür eingesetzt, Deutsch zu einer Arbeitssprache der EU zu erklären, doch auch diese Chance, so erläutert Ammon, sei nicht vollumfänglich genutzt worden. Zwar würden die Beratungsvorlagen europäischer Institutionen heutzutage ins Deutsche übersetzt, doch keines der Mitglieder der Europäischen Kommission spreche Deutsch. Die EU werde zwar als Argument für

französischen Fremdsprachenunterricht an Schulen ins Feld geführt, merkwürdigerweise jedoch nicht für deutschen Fremdsprachenunterricht.

Des Weiteren würdigt Ammon die Investitionen des deutschen Staates in Bildungseinrichtungen wie das Goethe-Institut, dessen Aufgabe darin besteht, die deutsche Sprache in die Welt zu tragen. Gelobt wird hier insbesondere das so genannte Pasch-Förderprogramm, mit dessen Hilfe ausländische Schulen in Zusammenarbeit mit deutschen Schulen die Qualität ihres Deutschunterrichtes verbessern. Allerdings müsse das Auswärtige Amt der eigenen Sprache und dem entsprechenden Fachausschuss mehr Gewicht verleihen als bisher, befindet Ammon.

Mit Blick auf den Rundfunksender *Deutsche Welle*, der Menschen außerhalb Deutschlands über Deutschland informieren soll, bemängeln im Ausland lebende Deutsche gemäß dem Autor, dass der deutschen Sprache lediglich ein Drittel der Sendezeit eingeräumt werde, womit dem Deutschen ebenfalls nicht die ihr gebührende Bedeutung zukomme. Für Afrika biete die *Deutsche Welle* sogar überhaupt kein deutschsprachiges Programm an, was dazu führe, dass etwa die deutsche Minderheit in Namibia über keinerlei deutschsprachige Medien verfüge. Zudem stehe für die deutsche Minderheit in Namibia entgegen einer entsprechenden Zusage aus dem Jahr 1990, als das Land sich von Südafrika abgespalten habe, bis heute nicht einmal ein vollwertiges Goethe-Institut zur Verfügung, sondern lediglich ein verhältnismäßig klein dimensioniertes Goethe-Zentrum. Auch die deutschen Minderheiten in Nord- und Lateinamerika und Australien werden Ammon zufolge medial nicht angemessen repräsentiert, weil es an deutschsprachigen Medien für diese Zielgruppen mangelt. Dem Hinweis, dass die im Ausland lebenden Deutschen auch ihren Teil zur Pflege des Deutschen beitragen könnten, zumal laut dem Verein der Deutschen Sprache der Pflege jener Sprache generell zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet werde, entgegnet Ammon in seinem Interview:

Ja. Aber für meine Begriffe mokiert sich dieser Verein – bei allem auch richtigen Engagement – zu sehr über Phänomene wie etwa das Denglisch. Die Wort-Entlehnungen aus dem Englisch finde ich gar nicht so schlimm. Das gab es immer schon. Und es gibt ja eine ganze Reihe deutscher Wörter, die in anderen Sprachen verwendet werden. Kürzlich las ich „Gründlichkeit“ in der „New York Times“. Ich empfinde übrigens das Wort „shoppen“ als Bereicherung, weil es mehr ausdrückt als nur kaufen. Kartoffeln kann man nicht shoppen.

(ebd.)

Auf die Frage, ob der starke Einfluss des Englischen in deutschen Kinderzimmern einen Anlass zur Sorge darstelle, antwortet Ammon, dass gute Englischkenntnisse zwar von Vorteil seien, man aber zugleich mit der Rücksichtnahme auf andere Sprachen und Kulturen nicht übertreiben dürfe. Als Beispiel für Letzteres verweist der Germanist auf einen Artikel aus einer deutschen Regionalzeitung, der von einer Schulklasse aus England gehandelt habe, die in ihrer Partnerschule am Niederrhein eigentlich ihre bereits in ihrer Heimat erworbenen Deutschkenntnisse vertiefen sollte. Laut einem deutschen Lehrer jener Partnerschule jedoch hätten die Besucher ihre Deutschkenntnisse nicht gebraucht, da sich die Kinder mühelos auf Englisch hätten verständigen können, womit das Ziel des Besuchs eindeutig verfehlt worden sei.

Die Kernaussage von Ammons Interview lässt sich dahingehend zusammenfassen, dass Deutsch als Fremdsprache auf Grund der wirtschaftlichen Stärke Deutschlands in der jüngsten Vergangenheit an Attraktivität gewinne und dies deutsche Muttersprachler auf der ganzen Welt dazu anspornen könne, sich ihrer Sprache mit mehr Selbstbewusstsein zu widmen, auf dass ihre Rolle in internationalen politischen und wirtschaftlichen Beziehungen wachse.

2.4 Englisch, Deutsch und Denglisch

2.4.1 Englisch als Verwaltungssprache in Deutschland?

Am 15. Dezember 2014 erregte der FDP-Politiker Alexander Graf Lambsdorff, der derzeit als Vizepräsident des Europäischen Parlamentes amtiert, mit einem Gastbeitrag in der Zeitung Die Welt großes Aufsehen.

Zu Beginn seines Gastbeitrages erklärt Alexander Graf Lambsdorff, dass Deutschland seinen Wohlstand ohne Zuwanderung langfristig nicht erhalten könne. Deshalb sei unser Land auf die Zuwanderung qualifizierter Arbeitnehmer angewiesen. Diese sprächen jedoch mehrheitlich Englisch und nicht Deutsch. Daher erteilt Alexander Graf Lambsdorff den wiederholten Bestrebungen der CDU/CSU-Bundestagsfraktion zur Stärkung der deutschen Sprache eine klare Absage. Im oben erwähnten Gastbeitrag sagt er:

Denn wer bei uns eine ausländerfeindliche Stimmung schürt und damit sogar Berichterstattung in der „New York Times“ auslöst, darf sich nicht wundern, wenn leistungsbereite Zuwanderer lieber nach England, Schweden oder Holland gehen.

Fakt ist: Bis 2025 werden mehr als sechs Millionen Fachkräfte fehlen – das sind 15 Prozent aller Arbeitnehmer in Deutschland, in etwas mehr als zehn Jahren. Ohne Zuwanderung ist unser Wohlstandsniveau nicht zu halten.

(aus: Graf Lambsdorff, Alexander: „Englisch muss Verwaltungssprache werden“, in: Die Welt, 15.12.2014).

Lambsdorff führt weiter aus, dass zahlreiche Sektoren der deutschen Volkswirtschaft ohne ausländische Fachkräfte nicht weiter wachsen könnten. Dazu zählten die Informatikbranche, der Bereich Marketing, die Metall- und Elektroindustrie und auch Gesundheitsberufe wie die Krankenpflege und Altenpflege. Da auf Grund des demografischen Wandels in Deutschland nicht genügend Fachkräfte aus der inländischen Bevölkerung rekrutiert werden könnten, müsse Deutschland ausländische Fachkräfte anlocken, was an Stelle von Ressentiments gegenüber Migranten ein großes Maß an Offenheit gegenüber selbigen erfordere.

Anschließend ergänzt Lambsdorff, dass Deutschland im Jahr 2014 dank richtiger Maßnahmen seitens der ein Jahr zuvor abgewählten Bundesregierung innerhalb der

OECD zu den Ländern mit den geringsten Hürden für qualifizierte Zuwanderer zähle. Ein Hindernis bleibe jedoch bestehen, nämlich die deutsche Sprache. Deshalb bleibe die Zahl besagter Zuwanderer deutlich hinter den Erwartungen zurück, während in anderen entwickelten Ländern wie Australien, Kanada, Großbritannien oder Dänemark die arbeitsmarktorientierte Zuwanderung um ein Vielfaches höher liege. Daraus folgert Lambsdorff in seinem oben zitierten Gastbeitrag:

Die Mehrzahl hoch qualifizierter Fachkräfte spricht Englisch, nicht Deutsch. Viele gehen deshalb lieber nach Skandinavien oder Holland, wo selbstverständlich Englisch gesprochen wird, auch auf dem Amt. Der Irrglaube, dass hoch qualifizierte Menschen nicht zum deutschen Markt passen, weil sie kein Deutsch sprechen, führt in eine Sackgasse.

(ebd.)

Lambsdorff sieht seine Argumentation durch den Umstand gestützt, dass vor allem Führungskräfte innerhalb ihres Unternehmens temporär ins Ausland versetzt würden. Solche internationalen Fachkräfte brächten Deutschland großen wirtschaftlichen Nutzen, denn während sie bei uns lebten, zahlten sie Steuern und Sozialabgaben. Dies werde jedoch nicht honoriert, berichtet Alexander Graf Lambsdorff. Von in Düsseldorf lebenden ausländischen Fachkräften habe er erfahren, dass sie sich nicht einmal bei der dortigen Ausländerbehörde auf Englisch hätten verständigen können, ganz zu schweigen von den Stadtwerken, wo die Frage, ob dort jemand des Englischen mächtig sei, mit dem Auflegen des Telefonhörers beantwortet worden sei. Aus all diesen Gründen müsse die globale Verkehrssprache Englisch, die unter anderem in Europa, Asien und Lateinamerika flächendeckend an Schulen unterrichtet werde, zu Deutschlands Verwaltungssprache und auf lange Sicht sogar zu Deutschlands Amtssprache avancieren. Außerdem behauptet Lambsdorff, dass die deutsche Bevölkerung diese Idee mehrheitlich befürworte. So seien 60 Prozent der Bundesbürger dafür, Englisch in ganz Europa zur zweiten Amtssprache neben den jeweiligen Nationalsprachen aufzuwerten und 50 Prozent der Deutschen begrüßten es, wenn ihr Land hierbei die Vorreiterrolle übernehme. Zwar räumt Lambsdorff ein, dass dieser Prozess viel Zeit benötige, da schließlich nicht verlangt werden könne, dass zum Beispiel in einem deutschen Tiefbauamt schon bald alle Mitarbeiter fließend Englisch sprächen. Wenn jedoch die Verständigung auf Englisch wenigstens bei Behörden möglich wäre und die entsprechenden Formulare in englischer Sprache vorlägen, sei schon viel gewonnen.

Zum Schluss seines Gastbeitrages verweist Lambsdorff auf das deutsche Bundesland Saarland, welches sich das Ziel gesetzt hat, bis zum Jahr 2043 sämtliche Gesetze und Vorschriften in französischer Sprache anzubieten, die schließlich genau wie Englisch auch außerhalb ihres Mutterlandes und außerhalb Europas gesprochen werde. Dieses Anliegen sei, so Lambsdorff, durchaus sinnvoll und darüber hinaus visionär. In jedem Fall müsste Deutschland aber mutig handeln, wenn es im globalen Wettbewerb um hoch qualifizierte Arbeitnehmer nicht

unterliegen wolle. Belohnt würden entsprechende Anstrengungen mit einem weltoffenen, wohlhabenden Land mit einer wettbewerbsfähigen Volkswirtschaft, in dem sich Menschen aus aller Herren Länder wohl fühlten und gern arbeiteten.

Der von Lambsdorff verfasste Gastbeitrag lässt sich dahingehend bilanzieren, dass der größte Hemmschuh Deutschlands bei der Erhaltung seines Wohlstandes die deutsche Sprache sei, weshalb für hoch qualifizierte ausländische Arbeitnehmer keine Notwendigkeit bestehe, diese zu erlernen.

2.4.2 Mehr Mut zur deutschen Sprache

Mit seinem oben erläuterten Vorschlag erntete Alexander Graf Lambsdorff viel Kritik. Zu seinen Kritikern gehört auch der Vizepräsident des Deutschen Bundestages Johannes Singhammer (CSU), der dem Vizepräsidenten des Europäischen Parlamentes in einem Gastbeitrag in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 22. April 2015 unter der Überschrift „Mehr Mut zur deutschen Sprache“ entschieden widerspricht.

Singhammer leitet seine Ausführungen mit der Feststellung ein, dass die deutsche Sprache unser Land zusammenhalte und ihre Aufwertung in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens angesichts der Globalisierung und der zunehmenden ethnischen Vielfalt in der Bundesrepublik notwendiger denn je sei. Teile der deutschen Eliten jedoch, so fährt Singhammer fort, hätten sich von der einfachen Bevölkerung entfernt und zögen es vor, ihre internationalen Partner in Politik und Wirtschaft mit Oxford-Englisch zu beeindrucken. In den Augen des Verfassers zeitigt dies folgende Resultate:

Da lädt eine Bank, die sich „Deutsche“ nennt, zu wichtigen Veranstaltungen in die Bundeshauptstadt ein mit dem Hinweis, dass ausschließlich Englisch gesprochen wird. Der Präsident der Technischen Universität München beabsichtigt gegen den Rat der Studentenvertretung, Masterstudiengänge ab 2020 zwingend ausschließlich in Englisch durchzuführen. Der FDP-Europaabgeordnete Alexander Graf Lambsdorff vollendet konsequent: „Englisch muss in Deutschland Verwaltungssprache werden.“ Also amtlich soll in Deutschland künftig nur noch das gelten, was in Englisch formuliert, gesprochen oder publiziert wurde.

(aus: Singhammer, Johannes: „Einwanderungsdebatte: Mehr Mut zur deutschen Sprache“, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 22.04.2015).

Diesen Maßnahmen liegt Singhammer zufolge die Idee zugrunde, dass Deutsch in einer globalisierten Welt ohnehin nicht mehr verstanden werde. Der Autor des Gastbeitrages ergänzt, dass viele hier lebende Migranten schon lange täten, was Teile der politischen Elite Deutschlands praktizierten, nämlich die deutsche Sprache zu vernachlässigen. Ein weiterer Aspekt dieses Themas manifestiert sich in folgendem Zitat aus Singhammers Gastbeitrag:

Angesichts dieser Dramatik mutet es eher als Randnotiz an, wenn der Deutsche Bundestag seit Jahren hartnäckig, aber mit überschaubarem Erfolg dafür kämpft, dass zumindest alle Texte der EU-Kommission im deutschen Parlament gleichzeitig und in amtlicher deutscher Übersetzung vorliegen müssen. Weil sonst ein schwieriger Fachenglisch-Finanztext mit Milliardenhaftung deutscher Steuergelder kaum beratungsfähig ist.

(ebd.)

Habe diese Initiative keinen Erfolg, so führt Singhammer weiter aus, könne dies fatale Konsequenzen zeitigen, da längst nicht alle Bundestagsabgeordneten über gute Englischkenntnisse und erst recht nicht über Kenntnisse englischer Fachausdrücke aus dem Finanzwesen verfügten. Dass Kritik an einer zu starken Dominanz des Englischen oftmals als populistisch oder gar deuschümelnd geißelt werde, bedauert Singhammer und hält dem entgegen, dass die Forderung an Zuwanderer, Deutsch zu lernen und anzuwenden, der Entstehung von Parallelgesellschaften und daraus resultierenden Missverständnissen vorbeuge. Werde demgegenüber Englisch als Amtssprache in Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Verwaltung etabliert und Deutsch im Gegenzug gleichsam zu einer der Freizeit und dem Privatleben vorbehaltenen Sprache abgewertet, werde sich der ohnehin schon große Graben zwischen den gut ausgebildeten, Englisch beherrschenden Eliten und der Bevölkerungsmehrheit weiter vertiefen. Außerdem tut Singhammer sein Befremden darüber kund, dass sich manche Wissenschaftler einerseits für den Erhalt einer vielfältigen Tier- und Pflanzenwelt einsetzen, sprachliche Vielfalt andererseits aber nicht schätzten und diese auf dem Altar der globalen Bildungssprache Englisch zu opfern bereit seien. Dies sei umso bedenklicher, da zum Beispiel zahlreiche Studenten des Ingenieurwesens aus allen Teilen der Welt begierig darauf seien, in Deutschland die deutsche Sprache zu erlernen, weil sie die exzellenten Leistungen des deutschen Ingenieurhandwerks ungemein schätzten und

diese auch mit der deutschen Sprache assoziierten. Dies mache sich beispielsweise am Institut für Deutsch als Fremdsprache der Ludwig-Maximilians-Universität zu München bemerkbar, wo sich eine wachsende Zahl von Studenten für ein Deutschstudium einschreibe. Diese positive Entwicklung habe jedoch, so berichtet Singhammer, bei einem wenige Tage zurückliegenden Besuch in Kasachstan einen Dämpfer erhalten, wo junge bisher Deutsch lernende Kasachen sich lieber in Englisch übten, da sie erfahren hätten, dass in Deutschlands Unternehmen angeblich viel Wert auf den Gebrauch der englischen Sprache gelegt werde. Einige von ihnen hätten sogar ihren Plan, nach Deutschland einzuwandern, verworfen und hätten sich fortan um eine berufliche Zukunft in einem englischsprachigen Land bemüht. Dadurch, so Singhammer, büße Deutschland an wirtschaftlicher Attraktivität und an ausländischen Kunden für seine Exporterzeugnisse ein.

Zwar müsse das Erlernen von Fremdsprachen ein vorrangiges Bildungsziel bleiben, versichert Singhammer zum Schluss seines Kommentars in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, doch gelte es darüber hinaus, die deutsche Sprache als identitätsstiftendes Merkmal unseres Landes zu bewahren. Schließlich gründe sich die Identität der meisten Mitgliedsländer der EU auf ihre jeweilige Nationalsprache und gerate diese Vielfalt durch das Englische in Gefahr, werde die Begeisterung für das europäische Projekt in vielen Ländern dramatisch abnehmen.

Alles in allem zielt Singhammers Argumentation darauf ab, dass die Abwertung der deutschen Sprache zu Gunsten des Englischen nicht nur die Identität unseres Landes, sondern langfristig auch seine wirtschaftliche Attraktivität gefährde.

2.4.3 Deutsch statt Denglisch

Die Entlehnung englischer Begriffe ins Deutsche und ihre Anpassung an die deutsche Grammatik wird oft als „Denglisch“ bezeichnet. Diese Entwicklung lässt sich bereits seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges beobachten, da die meisten technischen Innovationen, die seit der Mitte des 20. Jahrhunderts die Welt veränderten, von den USA ausgingen. Laut dem Verein der Deutschen Sprache (VDS) haben inzwischen rund 8.000 englische Lehnwörter Eingang ins Deutsche

gefunden. Dies entspricht in etwa 1,6 Prozent des gesamten deutschen Wortschatzes, der ungefähr 500.000 Wörter umfasst. In den Augen vieler Sprachkritiker jedoch wird durch Anglizismen die deutsche Sprache entstellt, weshalb immer wieder die Forderung laut wird, englische Lehnwörter durch originär deutsche Entsprechungen zu ersetzen.

Der Journalist, Sachbuchautor und Sprachkritiker Wolf Dietrich Schneider ist unter anderem Autor der Standardwerke *Deutsch für Kenner* und *Deutsch für Profis*. Er kann dem Anliegen, die deutsche Sprache vor allem im Wirtschaftsleben wieder zu stärken, viel abgewinnen. In einem Interview mit der *Bild-Zeitung* vom 21. Februar 2008 spricht sich Schneider dafür aus, dem Phänomen Denglisch offensiv entgegenzutreten. Das Interview erschien somit am Internationalen Tag der Muttersprache, den die Vereinten Nationen alljährlich am 21. Februar begehen.

Zu Beginn behauptet Schneider, dass auf deutschen Kongressen eine Variante des Englischen gebraucht werde, die jeden Englischlehrer schockiere. Stattdessen sollten deutsche Muttersprachler bei derartigen Gelegenheiten auf Englisch verzichten und ihrer eigenen Muttersprache den Vorzug geben. Schließlich diene die Fassade der Weltläufigkeit, die durch den Gebrauch von Anglizismen zur Schau getragen werde, meistens nur dazu, sich den USA anzubiedern. Zwar sei kein Wort schlecht, nur weil es aus einer fremden Sprache stamme, aber umgekehrt seien Wörter, die aus dem Englischen stammten, auch nicht per se gut. Die Frage, ob englische Begriffe nicht prägnanter und klarer seien als ihre deutschen Äquivalente, beantwortet Schneider folgendermaßen: „Nur manchmal, wie bei Test, Flirt, Sex. Häufig aber nicht. Rat, Mord, Geld, Mut, Feind, Berg, Glück oder Trost sind z. B. kürzer als ihre englischen Gegenstücke.“

(aus: Schneider, Wolf Dietrich: „Denglisch ist oft nur Anbiederei“, in: *Bild-Zeitung*, 21.02.2008).

Überdies, so ergänzt er, seien 60 Prozent der Deutschen des Englischen überhaupt nicht mächtig und ein weiteres Drittel sei von einem ausreichenden Verständnis des Englischen, geschweige denn von guten aktiven Sprachkenntnissen, weit entfernt. Gefragt, ob im Zuge der Globalisierung englische Fachausdrücke von Großunternehmen nicht als schlichtes Erfordernis erachtet werden sollten, entgegnet

Schneider: „Wo es Landesgesetze verlangen, wird in die Landessprache übersetzt. Warum nicht auch hier? Dass die Deutsche Post ihre deutsche Pressestelle im deutschen Bonn „Central Editorial Team“ nennt, ist kein Ausdruck von Internationalität, sondern einfach nur dämlich.“ (ebd.)

Für den Verzicht auf Denglisch spricht aus Schneiders Sicht zudem, dass nicht englischsprachige Menschen in ihrer jeweiligen Muttersprache dächten und fühlten. Nur in der eigenen Muttersprache kenne man alle sprachlichen Nuancen und könne Fragen so präzise wie möglich stellen. Zudem erweise sich der Verzicht auf Deutsch als Wissenschaftssprache zunehmend als Standortnachteil für die Bundesrepublik. Ferner wird auf die von Schneider mitgegründete Initiative „Lebendiges Deutsch“ verwiesen, die jeden Monat für bestimmte Anglizismen deutsche Begriffe sammelt. Schneider verweist darauf, dass zum Beispiel nach einem deutschen Wort für „hotline“ gesucht werde. Zudem hätten er und sein Team im Jahr 2007 zahlreiche deutsche Vorschläge für „Jackpot“ gesammelt und der häufigste Vorschlag habe „Glückstopf“ gelautet. Jedoch hätten Schneider auch die Alternativvorschläge „Kohlepott“, „Specktopf“ oder „Jubeldose“ gut gefallen. Anhand der nachfolgenden Tabelle wird illustriert, dass an Stelle vieler Anglizismen deutsche Begriffe verwendet werden können, ohne Verständnisprobleme zu verursachen.

Anglizismus	Deutsche Entsprechung
Team	Gruppe, Mannschaft
Customer Relationship	Kundenbetreuung
Business	Geschäft
downloaden	herunterladen
outsourcen	auslagern
Website	Netzauftritt
Recyceln	wiederverwerten
Statement	Stellungnahme
Fairness	Gerechtigkeit
Flatrate	Pauschale
Break	Pause

Human Resources	Personalabteilung
Image	Ruf
Feedback	Rückmeldung
Display	Sichtfeld
Meeting	Besprechung
Software	Programm
Lifestyle	Lebensart
Timing	Zeitwahl
Ranking	Rangliste
Deadline	Frist

Schneiders Diskussionsbeitrag und die obige Tabelle zeigen zweierlei: Erstens ist der Gebrauch von Anglizismen nicht mit dem Gebrauch des Englischen zu verwechseln. Zweitens sind viele Anglizismen überflüssig und deren mögliche deutsche Entsprechungen oft viel präziser und aussagekräftiger. Was hat beispielsweise der Begriff „hotline“, für den Schneider im Jahr 2008 ein deutsches Äquivalent suchte, mit seinem Inhalt, nämlich einer Telefonnummer, unter der der Anrufer Auskünfte erhält, zu tun?

2.5 Mangelhafter Deutschunterricht als potenzielle

Gefahr für das Deutsche

2.5.1 Grundsätzliche Kritik am derzeitigen Deutschunterricht

Schon seit geraumer Zeit streiten Pädagogen und Linguisten intensiv über die Frage, inwieweit eine mangelhafte Qualität sprachlicher Bildung an deutschen Schulen eine Gefahr für die deutsche Sprache darstellt.

Im Mittelpunkt dieser Debatte steht der Deutschunterricht, welcher nach Meinung des bereits erwähnten Präsidenten des Deutschen Lehrerverbandes Josef Kraus in den

vergangenen Jahren den dramatischsten Qualitätsverlust unter allen Schulfächern habe verkraften müssen. Der als höchst streitbar geltende Pädagoge beklagt regelmäßig, dass keine Nation ihre Muttersprache derart stiefmütterlich behandle wie Deutschland. Kraus erläutert in einem Beitrag mit dem Titel „Wer wenig weiß, muss googeln können“, welcher am 20. Februar 2012 im Magazin *Focus-Online* erschien, dass die jeweilige Landessprache als eigenes Unterrichtsfach in den meisten Staaten der Welt ein Viertel des gesamten Unterrichts ausmache, während der Anteil des Deutschunterrichts am gesamten Schulunterricht in Deutschland nur bei einem Sechstel liege. Außerdem sei der von zehnjährigen Grundschulern zu beherrschende Grundwortschatz binnen zweier Jahrzehnte von 1.100 auf derzeit nur noch 700 Wörter gekürzt worden. Die Herabsetzung der Anforderungen schade sogar denjenigen Kindern am meisten, die bereits mit Sprachdefiziten eingeschult würden, weshalb zum Nutzen aller Kinder die Anforderungen an das Vokabular wieder erhöht werden müssten. Stattdessen seien viele Pädagogen damit beschäftigt, die Unterschiede zwischen den sprachlichen Niveaus der Kinder einzuebnen, was Josef Kraus für eine beispiellose Verschwendung von Bildungsressourcen hält. Erschwerend komme hinzu, dass der in den meisten deutschen Grundschulen eingeführte Englischunterricht ab der ersten Klasse in Konkurrenz zum Deutschunterricht trete. Ein weiteres Indiz für den schwierigen Status des Deutschunterrichts sei, dass das Erlernen der Schreibschrift in einigen deutschen Bundesländern mit Verweis auf die Digitalisierung aufgegeben werde. Schließlich könnten sich Schüler mit guter Handschrift auf Grund hoch entwickelter motorischer Fähigkeiten Textinhalte besser einprägen als Schüler mit schlechter Handschrift. Letzteres wirke sich, so beteuert Kraus, negativ auf die Sprachkompetenz der Schüler aus. In den weiterführenden Schulen manifestiere sich der Verfall des Deutschunterrichts dergestalt, dass die wöchentliche Zahl der Unterrichtsstunden in diesem Fach erheblich gekürzt wurde und das Fach Deutsch mit drei Schulstunden pro Woche nur noch ein Zehntel des gesamten Unterrichts betrage. Erschreckend sei auch die Tatsache, dass kaum noch Diktate geschrieben würden, da diese von progressiv eingestellten Pädagogen als Ausdruck einer rückwärtsgewandten Bildungspolitik eingestuft werden. Kritik übt Kraus auch am so genannten Schreiben nach Gehör, einer modernen Methode zum Schriffterwerb. Hierbei sollen Schüler der ersten und zweiten Klasse Wörter zunächst so schreiben, wie es ihnen von einer so genannten Anlauttabelle empfohlen wird, die eine

Lautschrift der deutschen Sprache enthält. Erst ab der dritten Klasse erlernen die Schüler die korrekte Schriftsprache. An den weiterführenden Schulen, so bemängelt Kraus außerdem, werde der Fokus im Deutschunterricht zu einseitig auf die Analyse von Sachtexten gelegt und im Gegenzug kaum noch deutsche Rechtschreibung und Grammatik gelehrt. Ferner werde dem Film als Mittel der Wissensvermittlung im Deutschunterricht gegenüber der Buchlektüre eine zunehmend größere Priorität eingeräumt, wodurch junge Menschen den Kontakt zur Schriftsprache allmählich verlören. Auch die Auseinandersetzung mit klassischer deutscher Literatur trete dabei in den Hintergrund und werde vor allem dadurch erschwert, dass Schüler im Deutschunterricht immer seltener mit langen und komplexen Texten, stattdessen aber immer häufiger mit Aufgabenblättern voller Multiple-Choice-Fragen und zu vervollständigenden Lückentexten konfrontiert würden. Kraus beruft sich bei seiner Kritik an der mangelhaften Rechtschreibkompetenz deutscher Schüler zudem auf eine äußerst umstrittene Studie, welcher zufolge sich die durchschnittliche Zahl der Rechtschreibfehler in Deutschaufsätzen als Ergebnis der oben beschriebenen Entwicklungen zwischen 1972 und 2012 verdoppelt hat, woran die im Jahr 1996 in Kraft getretene Rechtschreibreform und ihre partielle Rücknahme im Jahr 2006 einen nicht unerheblichen Anteil hätten. All das erachtet Kraus als eine Fehlentwicklung, deren Folgen im Erwachsenenleben nur schwerlich behoben werden könnten. Dies untermauert er mit einem Befund des Bayreuther Professors Gerhard Wolf, wonach Studenten an seiner Hochschule enorme Defizite auf den Gebieten Rechtschreibung und Grammatik aufwiesen, was sich in einer hohen Fehlerzahl in wissenschaftlichen Arbeiten jener Studenten niederschlage und auf mangelhaften Deutschunterricht während der Schulzeit zurückgeführt wird. Kraus' Unmut über den schlechten Zustand der deutschen Schulbildung im Allgemeinen und des deutschen Deutschunterrichts im Besonderen kulminiert schließlich in folgender Aussage:

Heute geht es um Download-Knowledge und Just-in-Time-Knowledge, statt um vertiefte Allgemeinbildung“, moniert Kraus. Statt Schüler zum Denken anzuregen, indem sie sich zum Beispiel mit Goethes Faust auseinandersetzen, sollen sie nun mehr einfach nur die Texte verstehen können, die sie lesen.

(aus: Botica, Melania: „Wer wenig weiß, muss googeln können“, in: *Focus-Online*, 20.02.2012).

Die obigen Ausführungen lassen den Schluss zu, dass das Ziel der heutigen Schulpolitik in Deutschland laut Kraus kaum noch in der Vermittlung profunder Allgemeinbildung, sondern immer häufiger in bloßer Informationsentnahme besteht.

2.5.2 Geteilte Meinungen zum neuen Lehrplan für das Fach

Deutsch im Freistaat Bayern

Besagtes Thema wird unter anderem in einem Artikel aus der in Regensburg erscheinenden *Mittelbayerischen Zeitung* vom 3. März 2016 behandelt.

Gegenstand jenes Artikels ist eine Diskussion von Bildungsexperten im Regensburger Kolpinghaus über den so genannten Lehrplan Plus, der ab dem Schuljahr 2017/2018 im Freistaat Bayern gelten soll. Im Fokus stehen dabei die Veränderungen, die der neue Lehrplan im Fach Deutsch an bayerischen Gymnasien mit sich bringen soll. Reinhard Schneider, Präsident des Bayerischen Philologenverbandes (BPV) und Gastgeber jener Diskussionsveranstaltung, bezeichnet den bevorstehenden Wandel als epochal, denn fortan stehe nicht mehr im Vordergrund, was Schüler innerhalb eines Schuljahres lernen müssten, sondern über welche Kompetenzen Schüler am Ende eines Schuljahres verfügen müssten. Diese Art von Bildung kritisiert Josef Kraus scharf. Im oben erwähnten Zeitungsartikel liest sich seine Kritik wie folgt:

„Wir machen aus dem Deutschunterricht eine Art besseres Kompetenztraining“, wetterte er. Methodenkompetenz, narrative Kompetenz, Selbstkompetenz – insgesamt 299 Einzelkompetenzen enthalte der Lehrplan über die acht Gymnasialjahre. Hinter dieser Pädagogik stecke sehr viel Ökonomismus: „Es geht nicht um Persönlichkeit, sondern um Personal.“

(aus: Knobloch, Louisa: „Geteilte Meinungen zum Deutsch-Lehrplan“, in: *Mittelbayerische Zeitung*, 03.03.2016).

Einer aus seiner Sicht inhaltsleeren Vermittlung von Kompetenzen setzt Kraus eine Bildungspolitik entgegen, die dem Gymnasium die Rückkehr zu einer Schule ermöglicht, die Wissen vermittelt und Persönlichkeiten formt. Hierzu gehören laut Kraus auch fundierte Grundkenntnisse in Literatur, Sprache und Musik. Diese Kritik am an Kompetenzen orientierten Lehrplan wurde von einem anderen Diskussionsteilnehmer zurückgewiesen, da der von der Kultusministerkonferenz (KMK) entworfene Lehrplan die Schüler dazu befähigen werde, ihre Aufgaben so zu bewältigen, dass sie etwa während eines Studiums zum Lesen schwieriger Texte oder zum Halten einer Präsentation im Beruf im Stande seien. Auch hinsichtlich des Umfangs sei der Lehrplan Plus absolut umsetzbar. Dem wird von einem anderen Lehrer vehement widersprochen. Bei der Podiumsdiskussion im Kolpinghaus in Regensburg steht ein spezieller Vorschlag der Kultusministerkonferenz im Mittelpunkt, wonach die Lektüre eines Buches im Deutschunterricht durch die Analyse eines Filmes ergänzt oder in höheren Jahrgangsstufen gar ersetzt werden soll. Ein Diskutant, der Referendare für das Fach Deutsch ausbildet, wird im oben erwähnten Artikel aus der *Mittelbayerischen Zeitung* mit folgenden Worten zitiert: „Dieser neue Textbegriff macht mir Sorgen. Sowohl junge als auch erfahrene Kollegen müssten zum Thema ‚Film als Text‘ fortgebildet werden“ (ebd.). Von der Problematik der Fortbildung abgesehen, forderte Kraus jedoch, das Fach Deutsch aufzuwerten, in dem ihm mehr Unterrichtsstunden zugebilligt würden. Eine immer heterogenere Schülerschaft, deren Eltern aus aller Herren Ländern nach Deutschland eingewandert seien, mache dies schlichtweg notwendig.

Alles in allem verdeutlicht der obige Artikel, wie gespalten die deutsche Bildungspolitik in der Frage der Ausrichtung von Lehrplänen im Allgemeinen und des Deutschlehrplans im Besonderen ist.

2.6 Neun Thesen zur Zukunft der deutschen Sprache

Der Kommunikationswissenschaftler Murtaza Akbar, dessen Eltern einst aus Pakistan nach Deutschland eingewandert waren und der als Hochschuldozent in Darmstadt Online-Kommunikation lehrt, ist Geschäftsführer der im südhessischen

Neu-Isenburg ansässigen und im Jahr 1999 gegründeten Agentur namens „Wortwahl“. Diese Agentur berät Unternehmen in Fragen der Kundenkommunikation mittels digitaler Medien.

Murtaza Akbar vertritt den Standpunkt, dass die deutsche Sprache sich in Folge der Nutzung sozialer Netzwerke wie Facebook oder Instagram enorm wandelt und begreift diesen Umstand als Ressource, die Unternehmen im Wettbewerb um neue Kunden und Mitarbeiter zu nutzen lernen müssen. Aus diesem Anlass wagt er in einem vom September 2016 datierenden Artikel namens „9 Thesen zur deutschen Sprache“ neun Behauptungen zum Wandel der deutschen Sprache in Folge digitaler Kommunikation. Diese lauten wie folgt:

1. These: Das Allgemeinwissen der Menschen in Deutschland wird kleiner, Nischenwissen dagegen größer. Folge: Der gemeinsame Wortschatz wird kleiner, die Verständigung schwieriger und gleichzeitig die Vielfalt der Sprache größer.

2. These: Auf Kommas sowie Groß- und Kleinschreibung wird zunehmend weniger Wert gelegt, Folge: Die Kenntnisse dazu werden geringer, Grammatik interessiert zunehmend weniger Menschen und das obwohl wegen der sozialen Netzwerke mehr geschrieben wird als je zuvor.

3. These: Anglizismen und Fremdwörter werden künftig immer häufiger „eingedeutscht“. Folge: Die deutsche Sprache wird vielfältiger, internationaler, ohne an Eigenheiten zu verlieren.

4. These: Facebook, WhatsApp, Twitter, Snapchat und Co. werden stets für neue Wort- und Sprachkreationen sorgen. Folge: Jeder neue Kommunikationskanal wird zur Vielfalt der deutschen Sprache beitragen.

5. These: Texte werden knapper, andere ausführlicher. Folge: Es wird immer mehr Kurztexpte und viel mehr tiefergehende längere Texte geben.

6. These: Dialekte und Slangs wie Kiezdeutsch nehmen zu. Folge: Sprache wirkt noch stärker als Trennungs-, aber auch als Verbindungselement zwischen und innerhalb der einzelnen Gruppen („Communities“).

7. These: Immer weniger Bundesbürger sprechen einwandfreies Hochdeutsch und schreiben fehlerlos. Wer sowohl Dialekt oder Slang als auch Hochdeutsch sprechen und korrekt schreiben kann, hat einen wachsenden Vorteil auf dem Arbeitsmarkt.

8. These: Unternehmen müssen sich verstärkt auf eine Vielfalt an Sprache, Kommunikation, Kanälen und Zielgruppen einstellen. Folge: Die Unsicherheit in der Kundenansprache wird steigen.

9. These: Unternehmen stehen vor der großen Herausforderung, die richtige Ansprache für jeden Kommunikationskanal zu finden. Folge: Echte und glaubwürdige Kommunikation wird immer wichtiger, weil Zielgruppen sie sonst abstrafen.

(aus: Akbar, Murtaza: „9 Thesen zur deutschen Sprache“, zu finden unter:

<http://www.marconomy.de/live/articles/550428>, abgerufen am 12. September 2017)

Die in These 1 dargelegte Abnahme des Allgemeinwissens der Menschen in Deutschland und eine gleichzeitige Zunahme von Nischenwissen wird seit geraumer Zeit von einigen Intellektuellen beobachtet. Mutmaßlich rekurriert Akbar auf die Tatsache, dass in den diversen Diskussionsforen sozialer Netzwerke kein Allgemeinwissen, sondern Nischenwissen ausgetauscht wird, wie etwa Informationen zu den Themen Gesundheit oder Technik. Ob jedoch die Kommunikation mittels digitaler Medien für die Abnahme des Allgemeinwissens ursächlich ist, erscheint fraglich. Womöglich verstärken soziale Medien nur eine Entwicklung, die bereits im 19. Jahrhundert einsetzte, nämlich die Ablösung des Humboldtschen universalistischen Bildungsideals durch einen bürgerlichen Bildungsbegriff, der auf Spezialisierung und der praktischen Verwertbarkeit des zu erwerbenden Wissens abzielt. Da dies in unsere arbeitsteilige und deshalb sehr effiziente Wirtschaftsweise mündete, genießen Spezialisten in unserer Gesellschaft ein deutlich höheres Ansehen als Generalisten, obwohl beide Personengruppen für eine funktionierende Gesellschaft vonnöten sind. Dass im Zuge der digitalen Kommunikation der allen Menschen in Deutschland gemeinsame Wortschatz abnimmt, ist indes nicht völlig von der Hand zu weisen, da in vielen in sozialen Netzwerken verfassten Mitteilungen der Wortschatz auf ein Minimum reduziert wird. Sicherlich erschwert dies die Verständigung über die Generationen hinweg, der Murtaza eine derart hohe Relevanz beimisst.

Was These 2 angeht, so lässt sich nicht bestreiten, dass in sozialen Netzwerken tatsächlich immer weniger Wert auf eine korrekte Rechtschreibung und eine

ebensolche Grammatik gelegt wird. Beschränkte sich dieses Phänomen auf die private Kommunikation mittels digitaler Medien, wäre dies gewiss kein Grund zur Beunruhigung. Allerdings klagen häufig gerade viele Arbeitgeber, unter ihnen viele Betriebe, die ihre zukünftigen Mitarbeiter selbst ausbilden, über mangelnde Rechtschreib- und Grammatikkenntnisse ihrer Bewerber. Hierfür sind jedoch weniger die sozialen Netzwerke ursächlich, sondern vielmehr die bereits von Josef Kraus in Kapitel 2.5 monierte Vernachlässigung des Deutschunterrichts an vielen Schulen unseres Landes.

Mit Blick auf These 3, wonach die deutsche Sprache internationaler wird, ist zu konstatieren, dass fremdsprachige Lehnwörter – wie etwa das dem Französischen entstammende Wort „bureau“ – gelegentlich der deutschen Rechtschreibung angepasst werden, was zu der Schreibweise „Büro“ führt. Anglizismen indes werden oft der deutschen Grammatik angepasst, wie etwa die Verben „liken“, „posten“ zeigen. Allerdings werden Anglizismen im Unterschied zu französischen Lehnwörtern nicht der deutschen Rechtschreibung angepasst. So bleibt etwa bei den Adjektiven „cool“ oder „fair“ die englische Schreibweise erhalten. Ob Anglizismen die deutsche Sprache bereichern, hängt davon ab, ob durch diese tatsächlich originär deutsche Wörter verdrängt werden, wie Sprachpuristen befürchten, oder ob Anglizismen lediglich als Alternative zu ihren jeweiligen deutschen Entsprechungen aufgefasst werden. Selbst in letzterem Fall stellen sie jedoch nicht zwangsläufig eine Bereicherung des Deutschen dar. Solange Anglizismen dort verwendet werden, wo kein originär deutsches Wort existiert – als Beispiel hierfür kann der Begriff „googeln“ angeführt werden –, bedrohen sie die deutsche Sprache gewiss nicht. Auch wenn Anglizismen an Stellen gebraucht werden, an welchen mögliche deutsche Entsprechungen die Bedeutung des jeweiligen Anglizismus zu verfälschen drohen – so sind etwa die Begriffe „shoppen“ und „einkaufen“ nicht exakt deckungsgleich –, ist gegen sie nichts einzuwenden. Im Übrigen verweist Murtaza in seinen zahlreichen Vorträgen, die den Wandel der deutschen Sprache thematisieren, dass das Deutsche über einen großen Wortschatz verfüge, der selbst von seinen rund 100 Millionen Muttersprachler nicht annähernd genutzt werde. Hieraus wiederum leitet Akbar ab, dass weder von in Deutschland lebenden Migranten noch von digitalen Medien eine Gefahr für den Umfang des deutschen Vokabulars ausgehe.

These 4, gemäß welcher jeder künftig neu entstehende digitale Kommunikationskanal neue Wort- und Sprachkreationen hervorbringen wird, erscheint absolut plausibel. So wurde beispielsweise durch den Kommunikationskanal Twitter das Verb „twittern“ hervorgebracht, während etwa im Fall Facebooks das Verbannen eines Menschen aus der so genannten Freundesliste mit dem Verb „entfreunden“ bezeichnet wird.

These 5 zufolge wird das Volumen von Kurztexten im Zuge der wachsenden digitalen Kommunikation zunehmen, doch für längere Texte gilt dies laut Murtaza Akbar ebenfalls. Ersterem kann zweifelsfrei zugestimmt werden, während letztere Prognose durchaus zweifelhaft erscheint.

Gemäß These 6 finden Dialekte und umgangssprachliche Varianten des Deutschen – wie etwa Kiezdeutsch –immer weitere Verbreitung. Letzteres trifft sicherlich zu, während Ersteres äußerst umstritten ist. Schließlich befürchten viele Linguisten das Aussterben vieler Dialekte in Deutschland. Was Murtaza Akbar als Zunahme von Dialekten klassifiziert, ist bei genauerem Hinsehen lediglich eine Einfärbung der Standardsprache mit dialektalen Merkmalen, die sich allenfalls in manchen Regionen Deutschlands beobachten lässt. Als Beispiele hierfür können die Aussprache der Lautgruppe „st“ als „scht“ in weiten Teilen Südwestdeutschlands oder die Aussprache des Buchstaben g als j im Rheinland angeführt werden. Eine flächendeckende Rückkehr zu Dialekten erscheint allerdings unter den Gegebenheiten einer sozial mobilen Gesellschaft nicht möglich und wird zumindest für Deutschland von den meisten Sprachforschern ausgeschlossen. Unbestritten scheint demgegenüber zu sein, dass Umgangssprachen ihre Sprecher zusammenschweißen und zugleich diejenigen von ihnen trennen, die mit derartigen Sprachvarietäten nicht vertraut sind.

These 7 zufolge ist ein fehlerfreies Deutsch in Wort und Schrift bei immer weniger Bundesbürgern anzutreffen. Dem kann auf den ersten Blick nichts entgegengehalten werden, aber „immer weniger ...“ suggeriert, dass den Bundesbürger in früheren Zeiten weniger Rechtschreibfehler unterlaufen seien und auch die gesprochene Sprache von höherer Qualität gewesen sei als heutzutage. Dieser Befund ist unter Experten umstritten. Tatsache scheint jedoch zu sein, dass die im Jahr 1996 in Kraft getretene und zehn Jahre später teilweise zurückgenommene Rechtschreibreform hinsichtlich der korrekten Schreibweise mancher Wörter und Ausdrücke große Unsicherheit hervorruft. Des Weiteren sagt Akbar voraus, dass der Gebrauch von

umgangssprachlichen Formen des Deutschen künftig einen wachsenden Vorteil bei der Arbeitssuche darstellen werde. Bei der Lektüre des Artikels bleibt unklar, was Akbar zu dieser Behauptung veranlasst, was diese These zweifelhaft erscheinen lässt. Dass das Sprechen eines Dialektes nach allgemeiner Übereinstimmung von keinem Arbeitgeber als Qualifikation für eine Arbeitsstelle gewertet wird und es überdies keine standardisierte Rechtschreibung für Dialekte und Umgangssprachen gibt, rechtfertigt sogar, diese These als abwegig zu beurteilen. Zudem betont Akbar in anderen Artikeln, dass eine umgangssprachliche Unternehmenskommunikation aufgesetzt wirke, wo doch eine glaubwürdige Kommunikation die Basis für ein vertrauensvolles Verhältnis zwischen Kunden und Unternehmen sei.

These 8, wonach die steigende Zahl von Kommunikationskanälen bei vielen Unternehmen für steigende Unsicherheit mit Blick auf die Kundenansprache sorgen wird, scheint vor allem mit Blick auf These 4 einleuchtend.

Gleiches gilt für These 9, die ebenfalls darauf verweist, dass Unternehmen für jede Zielgruppe eine adäquate Form der Kundenansprache entwickeln müsse, je nachdem, welchen Kommunikationskanal die anzusprechende Zielgruppe nutze. Unterließen die Unternehmen dies, würden die jeweiligen Zielgruppen sie mit Desinteresse an ihren Produkten oder Dienstleistungen strafen.

Alles in allem ist Murtaza Akbar davon überzeugt, dass die deutsche Sprache auf Grund von wachsender Migration und der Digitalisierung an Vielfalt und somit an Internationalität gewinnt. Darüber werde sie jedoch, so glaubt Akbar, nicht an Individualität und Ausdrucksstärke verlieren. Wichtig ist ihm, dass die junge Generation für den Gebrauch von Umgangssprache, wie etwa Kiezdeutsch, oder grammatikalisch reduzierter Sprache nicht von der älteren Generation gescholten wird. Stattdessen plädiert Akbar dafür, dass sich Jung und Alt mit den Sprechweisen der jeweils anderen Generation auseinandersetzen sollten, um ihren eigenen Wortschatz dadurch zu bereichern. Schließlich seien ohne Kommunikation – ganz gleich, ob persönlich, via Telefon oder mittels digitaler Kanäle –, menschliche Beziehungen unmöglich. Dies gelte – darauf weist Akbar auf Grund seiner beruflichen Tätigkeit unermüdlich hin – in besonderem Maße für das Verhältnis von Unternehmen zu ihren Kunden.

3. Fazit

Die Kernbotschaft der vorliegenden Arbeit lautet, dass die deutsche Sprache nicht vom Aussterben bedroht ist. Dafür spricht meiner Meinung nach, dass sie mit rund 100 Millionen Muttersprachlern und zahlreichen Zweitsprachlern zu den sprecherreichsten Sprachen der Welt zählt. Außerdem ist ihr Wortschatz – dies zeigen die Ergebnisse des Projektes „Deutsch 3.0“ recht eindrucksvoll – so groß wie noch nie in ihrer Geschichte. Dass Rolf C. Peter, der Projektleiter von „Deutsch 3.0“, und Jürgen Trabant Deutsch als Wissenschaftssprache gefährdet sehen, leuchtet mir durchaus ein. Jedoch ist dieser Positionsverlust aus meiner Sicht keinesfalls naturgegeben. Vielmehr rührt er daher, dass vor allem in Deutschland – immerhin dem größten aller deutschsprachigen Länder – aus einem falschen Verständnis von Internationalität und Toleranz gegenüber fremden Kulturen heraus die eigene Muttersprache unter anderem von vielen Wirtschaftslenkern nicht gepflegt wird. Stattdessen sind sie in ihrem Sprachgebrauch derart stark auf Anglizismen fokussiert, dass sie von der Mehrheit der Bevölkerung oft nicht verstanden werden. Hierdurch wird die Kluft zwischen den politischen und wirtschaftlichen Eliten und der Bevölkerungsmehrheit meiner Ansicht nach vergrößert. Auch teile ich Wolf Dietrich Schneiders Einschätzung zur sprachlichen Sinnhaftigkeit von Anglizismen, wonach viele dieser englischen Lehnwörter überflüssig sind. Müssen zum Beispiel Handzettel oder Broschüren unbedingt „Flyer“ genannt werden? Oder weshalb ist an Stelle von Fahrkarten und Eintrittskarten immer häufiger von „Tickets“ die Rede? Diese Scheu vor einem selbstbewussten Gebrauch der deutschen Sprache liegt meiner Auffassung nach in der jüngeren Geschichte unseres Landes begründet. Nach zwei verlorenen Weltkriegen beschloss die Bundesrepublik Deutschland mit dem Nationalismus zu brechen und sich in der Europäischen Gemeinschaft (EG), dem Vorläufer der heutigen EU, zu verankern. Dies wurde möglicherweise von einem Teil der bundesrepublikanischen politischen Elite dahingehend interpretiert, dass sämtliche deutschen Traditionen und somit auch ein klares Bekenntnis zur deutschen Sprache diesem kosmopolitischen Anspruch entgegenstehe. Folglich ist etwa die Forderung des Vizepräsidenten des Deutschen Bundestages Johannes Singhammer, die deutsche Sprache vor allem auf internationalen

Großveranstaltungen wieder zu stärken, vollkommen berechtigt. Schließlich bedeutet Internationalität in Bezug auf Sprachen nach meinem Verständnis nicht, dass sich alle Länder dieser Welt der globalen Verkehrssprache unterordnen müssen, sondern dass die Vielfalt der Nationalsprachen, wie sie sich unter anderem in Europa manifestiert, bewahrt wird. Gefährdet würde dieses Ziel nach meinem Dafürhalten etwa durch die Forderung des Europaabgeordneten und Vizepräsidenten des Europaparlamentes Alexander Graf Lambsdorff, Englisch zur Verwaltungssprache in Deutschland zu erklären. Schließlich durchlebt die EU derzeit eine multiple Krise, in deren Folge das Ansehen des europäischen Projektes stark gelitten hat. Dieses Unbehagen gegenüber der EU rührt unter anderem daher, dass die Europäisierung und Globalisierung der vergangenen Jahre aus Sicht der Menschen in vielen EU-Mitgliedsstaaten zu rasch vorangeschritten ist. In Deutschland ist hingegen der pro-europäische Konsens noch intakt, doch stünde dieser auch in der Bundesrepublik auf dem Spiel, sofern Lambsdorffs Forderung Realität würde, wo doch viele Deutsche ihre eigene Muttersprache als wichtiges Merkmal der Identität unseres Landes begreifen. Zudem erscheint mir Lambsdorffs Behauptung, 60 Prozent der Bundesbürger befürworteten die Aufwertung des Englischen zur Verwaltungssprache der Bundesrepublik, äußerst fragwürdig, weil aus dem entsprechenden Gastbeitrag in der Zeitung *Die Welt* nicht hervorgeht, worauf sich besagte Zahl bezieht. Spricht Lambsdorff tatsächlich für 60 Prozent der Deutschen oder womöglich doch nur für 60 Prozent der gut situierten Deutschen? Diese Frage lässt sich wahrscheinlich nicht restlos klären.

Stattdessen sollte Deutschland meiner Auffassung nach Deutsch als Amtssprache unseres Staates im Grundgesetz verankern und damit dem Beispiel anderer europäischer Nationen folgen, für die es selbstverständlich ist, dass in ihrer jeweiligen Verfassung die jeweilige Nationalsprache schriftlich niedergelegt ist. Von seinem westlichen Nachbarn Frankreich kann Deutschland meiner Einschätzung nach in puncto Sprachpflege einiges lernen, indem nach dem Vorbild der „Académie française“ eine Institution eingerichtet wird, die für Deutschland festlegt, was als richtiges Deutsch gelten soll und was nicht. Initiativen zur Aufwertung der deutschen Sprache rundweg als populistisch zu geißeln, wie unter anderem Lambsdorff dies tut, ist dagegen in meinen Augen widersinnig. Im Übrigen hat sich seit dem Erscheinen von Lambsdorffs Gastbeitrag Ende des Jahres 2014 viel geändert. Das Vereinigte Königreich – immerhin das bevölkerungsreichste englischsprachige Land Europas –

bereitet derzeit seinen Austritt aus der EU vor. Als Folge des diesem Prozess zugrunde liegende Referendums vom 23. Juni 2016 hat die Attraktivität Großbritanniens als Einwanderungsland bereits deutlich nachgelassen, vor allem für Migranten aus Kontinentaleuropa. Es ist davon auszugehen, dass in Folge des Austritts Großbritanniens aus der EU die Rolle des Englischen als Arbeitssprache der Staatengemeinschaft geschwächt wird. Im Gegenzug werden andere sprecherreiche Sprachen wie Deutsch und Französisch möglicherweise aufgewertet. Sollte überdies die gute Wirtschaftslage in Deutschland anhalten und gleichzeitig die Volkswirtschaften angelsächsischer Länder wie der USA – hier auf Grund der protektionistischen Wirtschaftspolitik des amtierenden Präsidenten Donald Trump – und Großbritanniens – hier auf Grund der negativen Folgen seines Ausscheidens aus der EU – leiden, ist es durchaus vorstellbar, dass die Attraktivität des Englischen abnimmt und gleichzeitig der Stellenwert des Deutschen zunimmt. Darüber hinaus ist die Forderung des Germanisten Ulrich Ammon, Deutsch zu einer Arbeitssprache der Vereinten Nationen zu erklären, meines Erachtens sinnvoll, da derzeit mit den Vereinigten Staaten das Land mit den meisten englischen Muttersprachlern unter der Führung von Präsidenten Trump darauf bestrebt ist, sein internationales Engagement zurückzufahren. Dies böte meiner Ansicht nach eine große Chance für die deutsche Sprache, sich in internationalen Organisationen eine stärkere Position zu erarbeiten. Dies kann nur erreicht werden, wenn Deutschland sein Versäumnis aus dem Jahr 1973 nachholt und bei den Vereinten Nationen seine Zulassung als eine ihrer Arbeitssprachen beantragt.

Zwar erachte ich die These des Germanisten Karl-Heinz Göttert, wonach die deutsche Sprache sich in einer multikulturellen deutschen Gesellschaft und einem vielsprachigen Europa gut zu behaupten weiß, nicht grundsätzlich für falsch. Schließlich steht Göttert meiner Meinung nach zu Recht auf dem Standpunkt, dass es schon immer Weltsprachen gegeben habe, ohne dass Volkssprachen dadurch ins Hintertreffen geraten seien. Als historische Beispiele hierfür führt Göttert das Lateinische für das Mittelalter und das Französische für die frühe Neuzeit an, die beide den Aufstieg der europäischen Volkssprachen nicht verhindert hätten. Dem kann zugestimmt werden, zumal etwa die romanischen Sprachen aus dem Lateinischen – genauer gesagt aus dem so genannten Vulgärlatein, dem Latein der einfachen Bevölkerung, hervorgegangen sind. Dennoch halte ich es nicht für verwerflich, dass ein Land wie Deutschland mit seiner langen literarischen Tradition

seine Sprache mittels eines intensiven Gebrauchs in allen Lebenslagen pflegt. Die Grundlage hierfür ist nach meiner Überzeugung eine hochwertige sprachliche Bildung in Form eines anspruchsvollen Deutschunterrichts an all unseren Schulen. Deshalb kann ich der Forderung des Pädagogen Josef Kraus, die wöchentliche Zahl der Unterrichtsstunden im Fach Deutsch zu erhöhen, nur beipflichten.

Was die Zukunft von Deutschlands Dialekten angeht, so komme ich zu dem Schluss, dass anders als bairische Mundarten, die zudem auch außerhalb Deutschlands gesprochen werden, die meisten in der Mitte und im Norden Deutschlands beheimateten Dialekte langfristig nicht überleben werden. Zwar rufen einzelnen Schulen Initiativen ins Leben, die jeweiligen regionalen Dialekte zu unterrichten und sie so wiederzubeleben. Dies gilt beispielsweise für einige Schulen in Hamburg, die Plattdeutsch als Wahlfach anbieten. An der Tatsache, dass viele Dialekte von ihren Eltern nicht mehr an ihre Kinder weitergeben werden, können diese Projekte jedoch nichts ändern, zumal es vielen Schulen an didaktischen Konzepten zur Vermittlung von Dialektkompetenz mangelt und Dialekte als Kommunikationsform in Handwerk und Landwirtschaft für den Schulalltag ursprünglich ohnehin nicht vorgesehen waren. Die Folgen der jahrzehntelangen Verbannung der Dialekte aus deutschen Schulen lassen sich meiner Einschätzung nach durch Initiativen wie etwa in Hamburg nicht mehr rückgängig machen. Für die Dialekte der Schweiz stehen die Aussichten sicherlich besser, da die dortige deutsche Schriftsprache anders als in Deutschland nicht die Muttersprache der meisten Kinder ist. Die Überlebenschancen der Dialekte in Österreich sind indes deutlich schwieriger zu beurteilen. Erich Kocinas Artikel aus der Zeitung *Die Presse* verweist zwar darauf, dass die alemannischen Dialekte in den österreichischen Bundesländern Tirol und Vorarlberg an Verbreitung verlieren, doch die Situation in anderen Bundesländern Österreichs wird nur am Rande thematisiert, sodass eine abschließende Prognose meiner Überzeugung nach schwer fällt. Fest steht jedoch für Deutschland, dass manche Dialekte verschwinden, andere überleben und wiederum andere sich zu Regiolekten mit im Vergleich zu Ortsdialekten größerer kommunikativer Reichweite weiterentwickeln werden. Dass viele Dialektsprecher und –forscher das Aussterben deutscher Mundarten bedauern, leuchtet mir einerseits ein. Andererseits verfügen andere europäische Nationalsprachen entweder über eine geringere Dialektvielfalt oder Dialekte sind – wie im Fall des Französischen – praktisch nicht vorhanden. Somit wird die deutsche

Sprache in Folge des Verschwindens einiger Mundarten sicherlich keinen Schaden nehmen.

Was Kiezdeutsch anbelangt, so erscheint mir Heike Wieses These, dass Kiezdeutsch die deutsche Standardsprache nicht bedrohe, durchaus plausibel, da diese Sprachvarietät von jungen Deutschen mit und ohne Zuwanderungsgeschichte gebraucht wird und solange sich diese Kommunikationsform auf das Privatleben beschränkt und nicht Eingang in formelle Gesprächssituationen findet, trägt Kiezdeutsch sicher nicht zu einer Verarmung, sondern zu einer Bereicherung der deutschen Sprache bei. Untermauert wird diese Auffassung durch den Umstand, dass Kiezdeutsch sich gemäß Heike Wiese auf die Altersgruppe der 12- bis 25-Jährigen beschränkt, sodass vom Gebrauch dieser Sprachvarietät abgerückt wird, sobald ihre Sprecher das dritte Lebensjahrzehnt vollendet haben. Im Übrigen ist offen, ob sich Kiezdeutsch als dauerhafte Jugendsprache wird behaupten können oder ob es sich dabei lediglich um eine sprachliche Mode handelt. Auch Murtaza Akbars Thesen zur Veränderung des Deutschen durch soziale Netzwerke können nach meiner Auffassung dahingehend interpretiert werden, solange sich Kiezdeutsch und andere reduzierte Formen des Deutschen auf die digitale Kommunikation unter Freunden oder Bekannten außerhalb des Geschäftslebens beschränken.

Insgesamt ist zu konstatieren: Sofern die deutsche Sprache von ihren Sprechern gepflegt wird, wofür bereits in Kindergärten und Schulen die Basis gelegt werden muss, wird die aus Globalisierung und Digitalisierung resultierende Vielfalt an Sprachregistern dem Deutschen nicht schaden.

4. Quellen

1. Akbar, Murtaza: „9 Thesen zur deutschen Sprache“, zu finden unter:
<http://www.marconomy.de/live/articles/550428>, abgerufen am 12. September 2017.
2. Ammon, Ulrich: „Deutsch als Fremdsprache gewinnt an Attraktivität“, in: *Welt am Sonntag*, 25.01.2015.
3. Botica, Melania: „Lehrerverband kritisiert Lehrpläne: Wer wenig weiß, muss googeln können“, in: *Focus-Online*, 20.02.2012.
4. Elspaß, Stephan: „Dialekte werden in der Schweiz überleben, in Deutschland nicht“, in: *Der Tagesanzeiger*, 26.04.2015.
5. Göttert, Karl-Heinz: „Warum die deutsche Sprache überleben wird: Englisch als neues Latein“, in: *Die Welt*, 10.03.2010.
6. Knobloch, Louisa: „Geteilte Meinungen zum Deutsch-Lehrplan“, in:
Mittelbayerische Zeitung, 03.03.2016
7. Kocina, Erich: „Wenn der Dialekt auf einmal nicht mehr da ist“, in: *Die Presse*,
08.03.2014.
8. Graf Lambsdorff, Alexander: „Englisch muss Verwaltungssprache werden“, in:
Die Welt, 15.12.2014.
9. Peter, Rolf C.: „Deutsch 3.0: Es geht der deutschen Sprache sehr gut“ – Goethe-Institut, zu finden unter:
<https://www.goethe.de/de/spr/mag20478536.html>, abgerufen am 17. August 2017
10. Rowley, Anthony: Sprache und Dialekt in Bayern: Sprachforschung: „Bairisch stirbt nicht aus“, in: *Abendzeitung*, 17.07.2013.
11. Schneider, Wolf Dietrich: „Denglisch ist oft nur Anbiederei“, in: *Bild-Zeitung*,
21.02.2008.
12. Sellner, Jan: „Dialekt: Mundart: Der Schwäbisch-Beweis“, in: *Stuttgarter Nachrichten*, 05.02.2012.

13. Sellner, Jan: „Dialekt: Mundart: Sprachbilder verlieren ihren Sinnzusammenhang“, in: *Stuttgarter Nachrichten*, 05.02.2012.
14. Siebenhaar, Beat: „Sächsisch stirbt aus“, in: *Neues Deutschland*, 06.07.2011.
15. Singhammer, Johannes: „Einwanderungsdebatte: Mehr Mut zur deutschen Sprache“, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 22.04.2015.
16. Trabant, Jürgen: „Mit der Sprache stirbt Kultur“, in: *Deutsch als Wissenschaftssprache – Dossier*, zu finden unter: www.goethe.de/lhr/prj/diw/dos/de7245855.htm, abgerufen am 20. Juli 2017.
17. Trabant, Jürgen: „Heimatland Sprache“, zu finden unter: http://www.deutschlandfunkkultur.de/heimatland-sprache.1270.de.html?dram:article_id=191116, abgerufen am 28. August 2017.
18. Wiese, Heike: „Kiezdeutsch – ein neuer Dialekt des Deutschen“, in: Aus *Politik und Zeitgeschichte*, Ausgabe 2010, Heft: „Sprache und Gesellschaft“, Seite 2-10.

Die Kandidaten haben in ihre Bachelor- oder Masterarbeit als letzte Seite ein Blatt aufzunehmen, das folgende Erklärung enthält:

Ich versichere hiermit, dass ich zur Anfertigung vorliegender Arbeit keine anderen als die angegebenen Hilfsmittel benutzt Und keine fremde Hilfe in Anspruch genommen habe.

Germersheim, 27.10.2017

Mirko Hasse